Wissenschaftliche Beilage

zum

Jahresbericht

des

Königlichen Realgymnasiums in Tilsit

Ostern 1908.

Leben und Wirken der Königin Luise im Lichte der Geschichte.

3. Teil.

Die Königin Luise während der Wiedergeburt Preußens.

Von

Professor **Emil Knaake.**

Tilsit 1908.

Druck von J. Reyländer & Sohn.

1908. Progr.=Nr. 20.

VII.

Die Königin Luise während der Wiedergeburt Preußens.

67. Die Königin in Memel bis zur Ankunft Steins.

Am 10. Juli, mittags 1 Uhr, fuhren der König und die Königin von Piktupönen nach Memel zurück. Luise konnte nicht einmal den Trost mitnehmen, „Preußen auch nur ein Dorf erhalten zu haben". Abends 8 Uhr langten sie in ihrer letzten Zufluchtsstätte an. Auf die Kunde von ihrer Ankunft eilten die Prinzen in Begleitung ihres Erziehers mit klopfendem Herzen zu ihnen. Der König erzählte ihnen einiges über Napoleon und das künstlich angelegte Biwak,[1]) wozu 12 Dorfschaften ihre Häuser hätten hergeben müssen. Über Napoleon sagte er etwas sehr Kluges: „Wenn man ihn reiten sieht, nur einmal gesehen hat, so erkennt man den ganzen Mann. Es geht immer in Carrière, unbekümmert, was hinter oder neben ihm fällt und stürzt. Er hat ein Pferd, worauf er sich verlassen kann, und so ist er gewiß, wenigstens sich durchzubringen. Das ist dann die Hauptsache." Die Königin erschien in rührender Würde. „Sie werden sich wundern," sagte sie dem Arzte, „mich gesund zu sehen. Eine höhere Macht hat mich hingeleitet und zurückgeleitet. Menschen haben keinen Teil daran. Ich habe Erfahrungen gemacht, die alles übertreffen."

Nach der Tafel erwähnte die Königin, Napoleon sei nicht groß, aber sein Kopf von schöner Form; die Gesichtszüge kündigten den denkenden Mann an; das Ganze erinnere an einen römischen Kaiser. Beim Lächeln habe er um den Mund herum einen Zug von Güte, überhaupt könne er sehr liebenswürdig sein. Bei der ersten Bewirtung habe er die Gräfin v. Voß auf das angenehmste und verbindlichste unterhalten. Medizin habe er nie genommen. „Dieu merci! Je me porte

---

[1]) Siehe S. 177.

*

parfaitement bien!“ antwortete er, als man nach seinem Befinden fragte. Ein „Dieu merci“, das Schauder erweckt.[1])

Die Umgebung der Majestäten berichtete dem Prinzenerzieher Delbrück am 12. Juli, daß Napoleon erklärt habe: „Ich sehe Preußen nur als eine Provinz Rußlands an“, und als der König Magdeburg retten wollte, habe er ihm ins Gesicht gesagt: „Nein, um alles in der Welt werde ich es nicht herausgeben, denn ich muß in Schußweite von Berlin sein, so leicht, wie der Kaiser von Rußland in Schußweite von Königsberg ist.“[2])

Ihrer Schwester Friederike, die sich zur Kur in Teplitz aufhielt, schrieb die Königin: „Was für Schritte ich getan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem König, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig, das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn.“[3]) Nur die felsenfeste Überzeugung war ihr noch geblieben, daß durch Gottes gnädigen Beistand eine bessere Zukunft dem Lande kommen werde. Dieser beseligenden Hoffnung gab sie in einem Briefe an ihren Vater am 12. Juli Ausdruck: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis. Unsre Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können,[4]) aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip[5]) unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen Segen bringen! Wir sind moralisch frei geblieben; das wird zur politischen Freiheit führen. Ich bin gewiß, lieber Vater, Preußen wird dieser schmähliche Friede und die Art und Weise, wie er geschlossen ist, wenn ich es

---

1) Delbrück: Denkwürdigkeiten meines Berufsgeschäfts bei den Königlichen Prinzen. Herausgegeben vom Archivrat Dr. Georg Schuster unter dem Titel „Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers und Königs Wilhelm I.“ in Monumenta Germaniae Paedagogica. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1907, Bd. 37, S. 285. — Dieser Bericht des Königs und der Königin ist schon im Hohenzollern-Jahrbuch 1899, S. 240, unter der Überschrift „Aus einem Tagebuch“, Memel d. 10. Juli 1807, — doch ohne Angabe des Verfassers — abgedruckt.

2) Ebenda S. 287.

3) Braun a. a. O. S. 83.

4) Siehe Seite 135.

5) = Napoleon.

auch nicht mehr erlebe, über kurz oder lang Segen bringen. Auch hätte der König nach Eylau einen treuen Alliierten verlassen müssen; das wollte er nicht, der die Treue und Wahrheit selbst ist. Noch einmal: Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen einst Glück bringen; das ist mein fester Glaube."[1])

Nicht gering waren die Verpflichtungen, welche die Königin Luise in den nächsten Tagen zu erfüllen hatte. Sie ging täglich mit ihrem Gatten allein spazieren und suchte so viel als möglich bei ihm zu sein, um ihn zu trösten.[2]) Da ein Teil des russischen Heeres über Memel in die Heimat zog, so wurden mehrfach die Generale und Kommandeure der Regimenter zur Tafel gezogen, desgleichen die Mitglieder der englischen und schwedischen Gesellschaft, unter ihnen Brinckmann;[3]) auch der Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin besuchte am 12. August 1807 die Majestäten auf einer Reise nach Petersburg,[4]) die er unternahm, um dem Kaiser Alexander zu danken, daß er für die Rückkehr des Herzogs in sein Land eingetreten war.

Den Tee nahm das Königspaar gewöhnlich bei seinem Wirte Consentius, häufig auch in Tauerlauken ein — so am 13. Juli, dem Geburtstage der Prinzessin Charlotte, und am 3. August, dem Geburtstage des Königs[5]) — oder auch im Garten Argelanders, bei dem die Prinzen Aufnahme gefunden hatten.

Am 15. Juli 1807 war Platow, der Hetman der Kosaken, in Memel. Ihm zu Ehren zog die Wachparade auf, und er wurde zur königlichen Tafel geladen. Da er nur der russischen Sprache mächtig war, mußte die Unterhaltung mit Hilfe eines Dolmetschers erfolgen. Bei seinem Weggange küßte er den Kronprinzen und die andern kleinen Prinzen herzlich. Als ihm die Prinzen mit ihrem Erzieher noch einen Besuch in seinem Quartier machten, war er sehr erfreut und versprach ihnen Pelze von Fellen „ungeborner" Füllen, wie er einen solchen dem Könige geschenkt hatte, ferner Bogen und Pfeile.[6])

---

[1]) Braun a. a. O. S. 80. — Martin: „Briefe der Königin Luise" gibt diesem Schreiben fälschlich die Überschrift „An Frau v. Berg".

[2]) Gräfin v. Voß zum 14. Juli.

[3]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 288. Über Brinckmann siehe S. 181 u. 191.

[4]) Delbrück ebenda S. 308.

[5]) An diesen Tag erinnert heute eine Säule mit einem Schilde, dessen Aufschrift lautet: „Dem Andenken des 3. August 1807".

[6]) Delbrück ebenda S. 289.

Am 21. Juli rückten die russischen Regimenter, die in Memel gestanden hatten, ab. Am Tage zuvor waren noch zahlreiche russische Offiziere zur Tafel geladen. Vor den Fenstern spielten während des Mahles eine Abteilung Janitscharen und preußische Hautboisten. Der König entließ zum großen Ärger der Gräfin v. Voß seine Gäste sehr verbindlich. Zapfenstreich und feierliches Abendgebet der russischen Wache beendeten den Tag.[1])

Besonders zeichneten die Majestäten den Obersten v. Schröder aus, der sich durch Steuerung mancherlei Unfugs und Diebstahls sehr verdient gemacht hatte. Der König verlieh ihm den Orden pour le mérite, und die Königin schenkte ihm eine goldene Tabaksdose.[2])

Über die Disciplinlosigkeit im russischen Heere waren zahlreiche Klagen eingelaufen. Sogar während der Anwesenheit der Majestäten in Piktupönen hatten zwei Herren ihres Gefolges in Gefahr geschwebt, geplündert, vielleicht gar ermordet zu werden. Nur die gerade herbeikommende Patrouille hatte die Bösewichter zerstreut; aber eine Anzeige des Überfalls hatte zu keiner Bestrafung geführt.[3])

Während das Königspaar seinen Gästen ein freundliches Gesicht zeigte, bedrückten es Sorgen über die trostlose Lage des Staates, und im engern Kreise zeigte sich die Königin auch bei der Tafel sehr ernst und traurig.[4])

Zum Verzweifeln waren in der Tat die Nachrichten über die unerhörten Forderungen Napoleons. Die „Konvention zu Königsberg“ blieb die Quelle alles Elends der nächsten Jahre. Nur bis zur Passarge war die Räumung Ostpreußens innerhalb der vertragsmäßigen Frist vor sich gegangen. Als aber das Gebiet bis zur Weichsel von den Franzosen verlassen werden sollte, erklärte Berthier, der Stabschef der Großen Armee, er müsse in Ostpreußen stehen bleiben, bis die Bestimmungen des Friedens in allen Punkten ausgeführt seien, und darum überreichte er auf Napoleons Befehl[5]) in Berlin den entsetzten Bevollmächtigten Preußens seine Abrechnung und erklärte, er werde so lange im Besitz der Civilverwaltung verharren, bis 154 Millionen Frank bezahlt seien. Da dies nicht geschehen konnte, blieben 160 000 Franzosen im Lande und mußten auf seine Kosten ernährt werden. „Wir werden nächstens alle Bettler sein. Das Elend ist unbeschreiblich,“ schrieb

1) Delbrück ebenda S. 292.
2) Delbrück ebenda S. 293.
3) Delbrück ebenda S. 287.
4) Delbrück ebenda S. 290.
5) Paul Hassel: Geschichte der preußischen Politik I, S. 4.

Gneisenau im Juli 1808.[1]) Auch sämtliche französische Kontrolleure, die während des Krieges bei der Verwaltung der Domänen und Forsten, der Bank, der Seehandlung, der Post u. s. w. angestellt waren, blieben im Amte wie zur Kriegszeit.

Mit der Besetzung Preußens und der Verpflegung seines Heeres auf Kosten des Landes erreichte Napoleon auf Umwegen, was ihm der Tilsiter Friede nicht gewährt hatte: Preußen blieb dauernd ohnmächtig, Österreich wurde durch den Verbleib der Großen Armee zwischen Elbe und Weichsel in Schach gehalten und auf Rußland wurde zur Erfüllung seiner Verpflichtungen, ja zur Entsagung auf den Erwerb der Donaufürstentümer ein Druck ausgeübt.

In dieser verzweifelten Lage des Staats schüttete die Königin ihrem Bruder Georg am 5. August 1807 ihr Herz aus: „Ganz erfüllt von dem großen Gedanken meiner heiligen Pflicht, flog ich nach Tilsit und sprach das, was mir Gott eingab, allein ich sprach nicht zu einem Menschen, sondern zu einem — zu einem Wesen ohne menschliches Herz; und das Resultat ist dann auch so rein unmenschlich, daß Preußen vor der Welt gerechtfertigt dasteht. Ich habe Ungeheures erlebt. Reich an Erfahrungen, arm an Glauben lege ich mein müdes Herz an Deine Brust.“[2])

Vier Tage darauf klagte sie nochmals über den Abfall Alexanders und daß Preußen damit alle Hoffnungen habe aufgeben müssen. Eine Riesenkraft gehöre dazu, um das zu überwinden, was sie erlebt habe. „Größe und Milde“ erzielte die Zusammenkunft der drei gekrönten Häupter nicht; sie sah in Tilsit nur einen Götzen, der angebetet wurde und der die beiden andern Monarchen mit Füßen trat. Ihr armer Gatte sei „vierzehn Tage lang auf die Folter gespannt worden und mußte sich die ärgsten Sachen sagen lassen, wenn er alles aufbot, seine ältesten Provinzen aus Teufelsklauen zu reißen“. Solche Versuche, das Herz desjenigen zu gewinnen, der selbst keins habe, hätten dann für den nächsten Tag „jedesmal ärgere Imfamieen“ bewirkt.[3])

In einem Schreiben vom 15. August tritt die Klage über die Entlassung Hardenbergs ergreifend hervor. Sie weint darüber „Tag und Nacht“, zumal da der König ihm endlich das so lange verdiente

---

1) G. H. Pertz: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Berlin, Georg Reimer 1, 391.

2) Bailleu: Briefe der Königin Luise. Deutsche Rundschau 1900, S. 430 u. 431.

3) Ebenda S. 431.

Vertrauen ganz geschenkt hatte. Bei allem seinem Tun habe der Minister nie an sich, stets nur an das allgemeine Beste gedacht. Die Königin ist davon überzeugt, daß er wohl in der Lage gewesen sei, wieder gutzumachen, was Napoleon „mit teuflischer Kunst“ dem Staate Böses zugefügt hatte.[1])

Da der König keine Möglichkeit sah, die Forderungen Frankreichs zu erfüllen, so richtete er in seiner Ohnmacht an Napoleon ein eigenhändiges Schreiben, das Generalmajor v. Knobelsdorff nach Paris überbrachte,[2]) und bat um Erlaß oder wenigstens Ermäßigung der Kontributionen und um Vereinbarung bestimmter Zahlungsfristen. Wie dieser außerordentliche Gesandte aufgenommen wurde und was er erreichte, ersehen wir aus einem Briefe der Königin an Frau v. Berg aus Memel vom 13. September 1807: „Wie es uns geht, ist nicht zu glauben. Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorff aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Lakai. Es ist ihm unmöglich, seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen, da er nur einmal und von ungefähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambacérès waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen wie ein Krümchen Brot!

Die Umgebung Napoleons ist ebenso gestempelt; unter anderm hat Champagny[3]) zu Knobelsdorff gesagt, man werde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen werde — hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers Willen; denn alle Schuld liege an uns, an unserm bösen Willen, obgleich ja der Friedenstraktat vorliegt! Nach unserm Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden. So wird auch jetzt ein Teil von Schlesien noch fortgerissen, der uns doch ausdrücklich beim Friedens-Abschluß unter dem Namen Neu-Schlesien vorbehalten war; und als Knobelsdorff darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt, es sei ein Schreibfehler und ein Irrtum! Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist! Ach, mein Gott, warum hast du uns verlassen! Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen.“[4])

---

[1]) Bailleu: Briefe der Königin Luise a. a. O. S. 432.

[2]) Paul Hassel: Geschichte der preuß. Politik 1807—1815, in den Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven, Bd. 6, S. 2.

[3]) Champagny war Minister des Äußern, seitdem Napoleon am 14. August 1807 Talleyrand zum „Vicegroßwähler“ ernannt hatte.

[4]) Frau v. Berg a. a. O. S. 319 u. 320. Braun a. a. O. S. 89.

Als der König erkannt hatte, daß sein persönliches Bittgesuch bei Napoleon nichts vermochte, wandte er sich Mitte September an seinen früheren Bundesgenossen und bat ihn um seine Verwendung, indem er ihm die unerschwinglichen Forderungen Napoleons und die Nichträumung seines Landes in beweglichen Worten schilderte.[1])

Obgleich nun 30—40000 Franzosen im Herzogtum Warschau standen und der Verbleib eines solchen Heeres dem Tilsiter Frieden nicht entsprach, riet Alexander in seiner Machtlosigkeit dem Könige, den Wünschen Napoleons so weit als irgend möglich nachzukommen.

Wie nach Steins Ankunft der Wunsch die Königin beseelte, an dem Wiederaufbau des Staates zu helfen, geht aus dem ergreifenden Schreiben hervor, das sie an ihren ältesten Sohn am 16. Oktober 1807 richtete. Der hochbegabte Kronprinz hatte am Tage zuvor, am Abende seines Geburtstages, seine Mutter durch Übersendung seines englischen Taschenbuches und eines englischen Briefes überrascht und erfreut, zumal da er diese Sprache ohne seiner Eltern Wissen zu lernen begonnen hatte. Der schön geschriebene Brief an seine Mutter lautete:

„Memel, the 14th of Octob. 1807.

My dearest Mother!

You will permit, that on my Birth Day's Evening I wish you a good Night in a foreign Language, which I have learned without your knowing, in order to make You, if possible, a little Pleasure and Surprise, and to give You a mark of my Love to You, my dearest Mother. In this little Book, which I send to You with this Letter, You will find a cursory View of my Study in the English Language, but which is not composed by myself, and some Poems, which I have learned by Heart, and also who is the Gentleman, who has the Goodness to teach me that Language.

Jam with Respect your dutiful

Son

Fritz."[2])

Die Königin erwiderte ihm:

„Ich kann Dir nicht genug beschreiben, lieber Fritz, wie sehr gestern Abend Dein Brief mich angenehm überraschte. Du hast den

---

[1]) Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. mit Kaiser Alexander I. 1801—1825, in Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven, Bd. 75, S. 164.

[2]) Faksimile des Briefes bei Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 368.

Zweck, mir Freude zu machen, gewiß nicht verfehlt, und ich danke Dir herzlich dafür, mein teures, geliebtes Kind. Ich hoffe, nächstdem soll wahrer Vorteil Dir auch noch durch die Erlernung dieser europäischen Sprache werden. Wenn Du viele Schriften der englischen Genies in ihrer Ursprache wirst lesen können, so wird für Deine Seele und Herz manches schöne Resultat Dir werden.

Ich bin ferner überzeugt, guter Fritz, daß der gestrige frohe Tag in jeder Hinsicht ein wichtiger Tag für Dich war. Aus der ersten Kindheit bist Du nun heraus, und ernstes Nachdenken tritt nun an die Stelle von mancher Spielerei. Unter traurigern Umständen hast Du noch keinen Geburtstag gefeiert. Preußens Größe ist dahin, Dein Vater recht unglücklich durch das Elend, welches sein Volk ohne seine Schuld leidet, der Staat aufgelöst und verarmt. Viel, ja unendlich viel wird es wieder kosten, Kräfte, Nachdenken, fester Wille und Aufopferung jeder Art, um das wiederaufzubauen, was zehn Monate Krieg vernichtet. Muß nicht der so natürliche Wunsch in jedes Guten Brust erwachen, alle seine Kräfte aufzuwiegen, um dem Ganzen zu helfen und zu nützen? Wer Kräfte hat, wendet sie an und nützet schon, wer sie erwerben kann, um einmal zu nützen, bilde sie mit Anstrengung und Fleiß aus, und dieses ist der heilige Entschluß, den ich von Dir, lieber Fritz, gewiß erwarte. Als zärtlicher Sohn wirst Du gewiß Deinen Fleiß verdoppeln, um recht gut, recht ausgezeichnet zu werden, um Deinem guten Vater, wenn er etwas von Dir verlangt, mit Tätigkeit und Liebe beizustehen und durch Deinen Gehorsam den übrigen mit gutem Beispiel vorauszugehen, denn bloß durch strenges Gehorchen kann man Großes hervorbringen; und unterziehen sich die ersten diesem strengen Gehorsam, dürfen die andern nicht klagen, und so wirst Du dem König und Vaterland viel leisten. Sollte Dir manches dunkel sein, so sprich mit Delbrück darüber, er wird es Dir aufklären und zeigen, daß reine Liebe zum Könige, zu Dir und zu dem Vaterland mein Herz und Geist beseelen. Gott segne Dich, gutes, liebes Kind, und lasse Dich heranwachsen zum Segen Deiner Eltern und Geschwister und Freunde.

Memel d. 16. Oktober 1807. Deine zärtliche Mutter Luise."[1])

Das Vertrauen zu einer Besserung der Notlage des Staates, das die Königin bisher noch beseelt hatte, wich bald wieder einer

---

1) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 371. Kleine Flüchtigkeitsfehler im Briefe der Königin, hervorgerufen durch ihre Erregtheit, sind hier verbessert.

verzweifelten Stimmung. Einem (größtenteils französisch geschriebenen) Briefe — datiert Memel den 5. November 1807 — an ihren Bruder Georg und ihre Schwester Therese von Thurn und Taxis, die beide damals in Paris weilten, entnehmen wir, daß „nur Tränen, der schwärzeste Kummer und selbst bisweilen die Verzweiflung" ihre täglichen Begleiter sind. „Wenn der Kaiser nicht seinen Entschluß ändert, wenn er nicht die Stimme der Menschlichkeit und Gerechtigkeit hört, dann wird Preußen nicht mehr existieren. Der König und sein Volk sind ruiniert; alle Familien sind in Tränen, ohne Brot, ohne Hoffnung auf die Zukunft, wie der Monarch." Der Brief schließt mit den Worten: „Betet für mich, ich habe es nötig. Das Herz ist gestorben." [1])

68. Die wirtschaftlichen Zustände Preußens nach dem unglücklichen Kriege.

Die Königin hatte nicht zu schwarz gemalt. Der Wohlstand Preußens war vernichtet. [2]) Freund und Feind hatten erbarmungslos im Lande gehaust. Die Kassen und Depositorien waren von den Franzosen sämtlich weggenommen, die Salzlager mit Beschlag belegt und verkauft. Die Feinde hielten den größten Teil Preußens besetzt, zogen die Steuern ein und lebten auf Kosten der Bewohner. Die Not der hauptsächlich vom Ackerbau lebenden Bevölkerung stieg auf den Höhepunkt durch den Ausbruch einer Viehseuche, die den größten Teil der Pferde, Rinder und Schafe vernichtete. Dazu kam, daß während des Krieges im Osten auf den Vorwerken der Rittergüter die Winterfelder nur zur Hälfte, auf den Bauernhöfen nur zu zwei Dritteln bestellt worden waren und daß auch die Sommerfelder nicht gehörig besät waren. So verarmten die meisten Gutsbesitzer; Gelder waren nur schwer zu bekommen, und der Zinsfuß stieg auf 10 v. H. Daß das Land sich gar nicht erholen konnte, verschuldete vor allem die Kontinentalsperre, die einen Gewinn bringenden Absatz der Boden-

---

[1]) Bailleu: Briefe der Königin Luise a. a. O., S. 483 bis 485.

[2]) Siehe meine Abhandlungen „Die wirtschaftlichen Zustände Ostpreußens und Litauens am Anfange des 19. Jahrhunderts" in den Mitteilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft, Heidelberg, Winter, 1888, 3. Bd. S. 33ff. und „Die Wirkungen der Napoleonischen Kriege und der Kontinentalsperre auf den Osten Preußens in wirtschaftlicher Hinsicht". Zeitschrift für den geschichtlichen Unterricht, herausgegeben von A. Hettler, Osterburg i. A., Rich. Danehl, 1. Bd. 1897, S. 72ff.

erzeugnisse nach England unmöglich machte, so daß die Preise für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Erbsen von Jahr zu Jahr reißend fielen. Die Folge war ein Sinken des Wertes der Grundstücke. Nicht weniger litt der Handelsstand. Durch die Sperrung der Häfen wurden die Kolonialwaren und die Erzeugnisse der englischen Fabriken außerordentlich verteuert, während das Holz, womit bisher die Schiffe besonders befrachtet waren, fest lag und zu faulen begann, so daß es schließlich für den vierten Teil des Wertes als Brennholz verkauft werden mußte.

Daneben machte sich der Mangel an barem Gelde in der drückendsten Weise fühlbar. Sogar die Seehandlung und die preußische Bank mußten ihre Zahlungen einstellen; der preußische Staat konnte bald die Zinsen seiner Anleihen und die Gehälter an seine Beamten nicht mehr zahlen. Die Staatskassen wechselten auch die Tresorscheine nicht mehr ein, weshalb diese derartig im Werte sanken, daß Scheine über 5 Taler für 1 Taler 4 Silbergroschen zu haben waren, ja viele überhaupt nicht mehr in Zahlung genommen wurden.

Eine wahre Plage war zumal für die Landbevölkerung die große Zahl von Bettlern und ehemaligen Soldaten, gegen deren Zudringlichkeit lebhafte Klagen geführt wurden.

Um die notleidenden Landwirte, denen schon während des Krieges vielfach die Hypotheken gekündigt waren, in der Unterhaltung ihrer Güter zu unterstützen, hatte der König ihnen schon am 19. Mai 1807 von Bartenstein aus einen außerordentlichen Indult,[1]) auch Moratorium genannt, bewilligt, d. i. eine Zahlungsstundung, die eine Kündigung von Hypotheken bis zum 24. Juni 1810 verbot, falls der Schuldner seinem Gläubiger die Zinsen pünktlich bezahlte. Fast alle Gutsbesitzer des Ostens sahen sich gezwungen, Moratoriengesuche einzureichen, weil die Gläubiger bei dem Sinken der Getreidepreise und des Wertes der Grundstücke ihre geliehenen Kapitalien kündigten, um nicht ihre Gelder zu verlieren. Vergeblich wiesen die Städter darauf hin, daß kein Gesetz den Kaufmann oder Handwerker rette, der durch Unglücksfälle zu Grunde gerichtet sei.

Bei dem Sinken der Getreidepreise und der Unmöglichkeit des Absatzes der Halmenfrüchte nach überseeischen Ländern warfen sich Ostpreußen und Litauen besonders auf die Viehzucht.

---

[1]) Novum corpus constitutionum etc., 12. Bd., Berlin 1822, S. 264 ff.

Die Branntweinbrennereien gingen zum Teil ein. Obwohl die Branntweinsteuer die Hauptabgabe des Ostens geworden war, konnte das Einschmuggeln dieses Getränkes nicht verhütet werden. Die Polen, die zuvor ihr Getreide nach den Seestädten gebracht hatten, kauften jetzt Getreide in Preußen zu sehr niedrigem Preise ein und brachten heimlich Branntwein ins Land.

Alle Kräfte waren erschöpft, Handel und Wandel vernichtet, viele Dörfer und mehrere Städte abgebrannt, Tausende von Familien ins Elend getrieben, so daß in einem einzigen Orte fünfhundert Kinder armer verschollener oder an Faulfieber gestorbener Eltern durch Sammlungen und auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.[1])

69. Die Berufung Steins.

„Stein! Wo bleibt nur Stein!"[2]) war der Angstruf, der sich dem gequälten Herzen der Königin in einem Schreiben an ihre Freundin Frau v. Berg entrungen hatte. Der große Staatsmann sollte wieder Festigkeit in die Entschlüsse der preußischen Regierung bringen und die Grundlagen zum Neubau des Staates legen.

Bekundet es schon an und für sich den größten Scharfblick eines Fürsten, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen, so muß es dem Könige Friedrich Wilhelm III. noch ganz besonders hoch angerechnet werden, daß er es über sich gewann, den Mann, der im Trotz von ihm geschieden war, zurückzurufen: den Freiherrn Karl vom Stein. Da es das Heil Preußens erforderte, tat er durch Hardenberg, der am 10. Juli sein Amt niedergelegt hatte und sich von den Majestäten verabschiedete, den ersten Schritt zur Aussöhnung. Sogleich schrieb Hardenberg an den verabschiedeten Finanzminister:[3]) „Sie allein, lieber Freund, können in diesem Augenblick retten, was Preußen bleiben wird, Sie allein können die Leiden lindern, die es zu Boden drücken. Sollte ich mir nicht schmeicheln, daß Sie jede persönliche Empfindlichkeit bei Seite lassen werden um der Genugtuung willen, einen Staat zu retten, dem Sie von Jugend auf Ihre Fähigkeiten gewidmet haben? Sie sind wirklich und wahrhaftig der einzige, auf den alle guten Patrioten ihre Hoffnungen setzen. Würden Sie sich

[1]) G. H. Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein II, 7.
[2]) Siehe Seite 218.
[3]) Der französische Brief, datiert Memel den 10. Juli 1807, ist abgedruckt in Ranke: Denkwürdigkeiten V, S. 530—536.

weigern, sie zu erfüllen? Ich verwerfe den Gedanken daran. Der König wird Ihnen das Ministerium des Innern und der Finanzen übertragen; stellen Sie Ihre Bedingungen. Es wird ohne Zweifel nur von Ihnen abhängen, sich in unmittelbare Beziehung zum Könige zu setzen, ohne einen Zwischenträger, und sich darin gleich mir zu erhalten . . . . Der König hat durch das Unglück sehr gewonnen, und seine Standhaftigkeit macht ihm Ehre. Von dem, was zwischen Ihnen beiden vorgefallen ist, sei niemals wieder die Rede. Vermeiden Sie besonders das Ansehen, ihn regieren zu wollen. Er besitzt die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen und denjenigen zu schätzen, der ihm die Wahrheit sagt, vorausgesetzt, daß es mit der Ehrerbietung geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und ohne Leidenschaft."

Ende März 1807 hatte Stein seine Heimat Nassau erreicht und hier im Juni eine Denkschrift niedergeschrieben „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizei-Behörden in der preußischen Monarchie,[1]) die einen Plan zum Wiederaufbau des Staates enthielt. Hierin forderte er die Umgestaltung des Generaldirektoriums in ein Staatsministerium, in dem die Geschäfte nur nach Sachen verteilt sein sollten. Provinzialminister sollten wegfallen. Ferner verlangte er die Errichtung einer einzigen Haupt-Staatskasse, aus der den Fachministern nach der Höhe des wirklichen Bedarfs die Mittel zufließen. Zu der Provinzialverwaltung müssen die Eigentümer hinzugezogen werden, damit sie ihre Wünsche um Verbesserungen äußern und zur Geltung bringen können und damit der vorhandene Unwille gegen die Regierung aufhört, auch die Kosten der Verwaltung geringer werden. Schließlich muß eine Neuordnung der Gemeinden, Kreise und Provinzen eintreten. Scharf geschieden werden die Geschäfte des Staates und der Gemeinden; diese sorgen nur für ihre örtlichen Interessen. So werden die edelsten Triebe des Menschen belebt.

Diese Grundzüge der späteren Reformen in der Verwaltung decken sich zum Teil mit derjenigen Denkschrift, die Hardenberg auf des Königs Wunsch in Riga zusammen mit dem Freiherrn von Altenstein und mit Niebuhr bis zum 12. September 1807 über die Reorganisation Preußens ausarbeitete.[2]) Von nun an war der Endgedanke aller Arbeiten Hardenbergs die Abrechnung mit Napoleon.

[1]) Pertz: Das Leben Steins I, 415 ff.

[2]) Ranke: Denkwürdigkeiten Hardenbergs IV, S. 3 ff.

Am 9. August traf das Schreiben Hardenbergs bei Stein ein, der an einem schweren Wechselfieber krank darnieder lag. Sogleich war er bereit, dem Rufe seines Königs zu folgen. „Ich überlasse Eurer Königlichen Majestät," schrieb er, „die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Eure Königliche Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Eure Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben."[1])

Kaum war der Freiherr vom Stein des Fiebers Herr geworden, als er am 22. August 1807 abreiste. Er traf am 19. September in Berlin ein.[2]) Unterwegs sah er die Leiden der Bedrückten, sah, wie Stadt und Land ausgesogen wurden und wie das Gefühl der Rache in der Bevölkerung erwachte. In der Erkenntnis, daß vor allem die Kriegskontribution bezahlt werden mußte, damit die Blutsauger das Land verließen, besuchte er Daru, der an der Spitze der französischen Verwaltung stand, und verlangte Verminderung und Teilzahlung. Der französische Generalintendant aber wußte ganz genau, daß die Räumung des preußischen Gebiets nur von der Gestaltung der allgemeinen politischen Verhältnisse abhing.

Stein traf in Memel am 30. September 1807 ein und wurde am folgenden Tage vom Könige empfangen. Er fand ihn niedergedrückt und überzeugt, daß ihn ein unerbittliches Verhängnis verfolge, daß alles, was er unternehme, mißlingen müsse. Die Königin war weich, wehmütig, voll Besorgnis und voll Hoffnung zugleich.[3])

Der König erklärte sich sogleich bereit, seinem Minister die oberste Leitung aller Civil-Angelegenheiten zu übertragen. Freudig schrieb die Königin ihrer Freundin Frau v. Berg: „Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist; ja, seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnt' ich mich höher aufrichten und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen."[4]) Ihre felsenfeste Zuversicht, daß niemand die Staatsgeschäfte so gut führen könne als Stein, tritt auch in einem Briefe an ihren Bruder Georg vom 17. Dezember 1807 hervor: „Recht ernstlich muß ich Dich bitten, überzeugt zu sein, daß von hier aus alles geschieht, was in der Welt

[1]) Pertz: Das Leben Steins I, 457.
[2]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 3.
[3]) Pertz: Das Leben Steins II, 7.
[4]) Frau v. Berg S. 390.

nur möglich ist, um mit Frankreich zu enden und bald zu enden, alles, sage ich nochmals. Zum Unterpfand der Wahrheit dessen, was ich sage, bedenke, daß Stein die Sache leitet, begeistert, fördert, belebt." [1])

70. Die Reformen Steins.

Steins Bestrebungen gingen von dem Grundgedanken aus, den sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer einzuflößen und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um den blutigen, wagnisvollen Kampf für Unabhängigkeit und Nationalehre zu beginnen. [2])

Die Mittel zur Erreichung dieses Zieles waren durchgreifende Änderungen in der innern Verwaltung, dem Finanz- und dem Kriegswesen.

Die erste Reform Steins war das „Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend," das der König am 9. Oktober 1807 unterzeichnete. Wünsche ähnlicher Art waren schon vorher geäußert.

Am 16. Juli hatte der Geheimrat Wilcken bei der Immediat-Kommission die Abschaffung der Erbuntertänigkeit beantragt. Der Augenblick sei geeignet, den innigsten Wunsch der Vaterlandsfreunde zu erfüllen, durch gänzliche Aufhebung des widernatürlichen Verhältnisses die inneren Kräfte zu verstärken und dadurch einen Ersatz für den Verlust nach außen zu gewinnen. [3]) Am 17. August 1807 hatte der König zwei Reformvorschläge erhalten, den einen, verfaßt von Theodor v. Schön, im Namen der Immediat-Kommission, die seit Hardenbergs Rücktritt wie eine Art Staatsrat amtierte, [4]) den andern vom preußischen Provinzialminister Freiherrn von Schrötter. Schön, beeinflußt von den Lehren Adam Smiths, [5]) die an der Universität zu Königsberg in

---

[1]) Paul Bailleu: Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. Deutsche Rundschau 1900, S. 435 und 436.

[2]) Pertz: Das Leben Steins II, 10.

[3]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 13.

[4]) Oncken: Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, 2. Bd., S. 310.

[5]) Der Schotte Adam Smith stellte die Arbeit höher als den Grund und Boden und das Kapital und lehrte, sie erziele durch Arbeitsteilung, besonders im Gewerbe, und durch freien Wettbewerb die höchste Leistungsfähigkeit.

Professor Kraus einen eifrigen Verfechter hatten, schlug vor, den Indult zu beseitigen, die Majoratsrechte abzuschaffen oder zu beschränken, dem Adel sein Vorrecht im Erwerb von Rittergütern zu nehmen, aber ihm zu gestatten, hinfort auch kölmische Güter zu kaufen, die Vorschrift zu beseitigen, daß die Zahl der Bauerngüter unvermindert erhalten werden müsse, und die persönliche Erbuntertänigkeit aufzuheben. Schrötter empfahl Aufhebung der Gutsuntertänigkeit, freie Benutzung jeder Erwerbsquelle für Adlige und Bürger, Aufhebung des General-Indults, Vererbpachtung der Domänen, Mühlen, Höfe und Vorwerke.

Schrötters Vorschläge standen mit den Ansichten Steins in vollem Einklange; er wünschte nur, daß das Gesetz nicht nur für die Provinz Ostpreußen, sondern sogleich für die ganze Monarchie erlassen würde, und verlangte Vorsorge zum Schutze der kleinen Bauernhöfe gegen Verwandlung in Vorwerksland. Die Domänenbauern erhielten das Eigentum an ihren Höfen unentgeltlich. Nur in Bezug auf den General-Indult war Stein anderer Ansicht. „Ich kann," schrieb er, „der Meinung derjenigen nicht beipflichten, die ein Indult für ein Mittel halten, die Nation kreditlos zu machen, denen die Erhaltung einer Klasse von Staatsbürgern gleichgültig scheint. Der Indult ist eine Maßregel, wodurch nicht allein der Gutsbesitzer und jeder, der Realsicherheit leistet, sondern auch die zahlreiche Klasse der Geldbesitzer erhalten wird, die auf persönliche oder dingliche Sicherheit geliehen haben und bei dem Verschleudern der Güter unter dem Wert nicht befriedigt werden können.[1]) Der Indult wird wenigstens auf 2 Jahre ausgedehnt werden müssen, wenn die Absicht erreicht werden soll, dem Schuldner die nötige Zeit zur Wiederherstellung seines Eigentums zu geben.

Mit Steins Bestrebungen war der König um so lieber einverstanden, als er sich schon seit seiner Thronbesteigung bemüht hatte, die unter Friedrich Wilhelm I. begonnene Befreiung der Domänenbauern durchzuführen und auch für die Privatbauern die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit erstrebte. In der Tat war das Scharwerk der Domänenbauern (die Hand- und Spanndienste) in Westpreußen bis 1802 und in Ostpreußen bis 1805 durch Vermittelung des Provinzialministers Freiherrn v. Schrötter abgelöst. Eben diesem verdienstvollen Beamten antwortete daher der König am 23. August 1807 auf seine Reformvorschläge: „Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit ist seit meinem Regierungsantritt das Ziel gewesen, wonach ich unverrückt gestrebt habe. Ich wollte es allmählich erreichen, indessen wird jetzt ein schnellerer

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 48.

Schritt durch die unglückliche Lage des Landes zugleich gerechtfertigt und abgenötigt."[1])

Stein standen in seinen Reformbestrebungen tüchtige Beamte helfend zur Seite, wie Freiherr v. Schrötter, Theodor v. Schön, der Königsberger Polizeidirektor Geheimer Rat Frey, Geheimer Ober-Finanzrat Friedrich August v. Stägemann, Niebuhr, Geheimer Staatsrat v. Klewitz, Geheimer Finanzrat Sack, Freiherr v. Vincke. Aber den Reformern stand ebenso eine mächtige Partei gegenüber, die in den Änderungen nichts als die Greuel der französischen Revolution sah, die weitere Folgen nach sich ziehen und das Königtum selbst zertrümmern würden. Die meisten Adligen betrachteten Stein nur als den Verderber des altpreußischen Staates, kämpften mit Zähigkeit für ihre Vorrechte und setzten dem Minister den hartnäckigsten Widerstand entgegen. York fragte den Prinzen Wilhelm, der die neuen Einrichtungen verteidigte: „Wenn Ew. Königliche Hoheit mir und meinen Kindern ihr Recht nehmen, worauf beruhen denn die Ihrigen?[2]) Wie York dachten Dohna, Zastrow, der Kriegsminister zu werden suchte, Kalckreuth und viele Anhänger des Alten im Heere, Köckeritz und andere aus der Umgebung des Königs.

Um diesen Bestrebungen kräftig entgegentreten zu können, verfaßte Stein am 23. November 1807 einen „Bericht über die oberste Leitung der Geschäfte"[3]) und verlangte die sofortige Entlassung Beymes.[4]) Als der König in einen derartigen schroffen Bruch nicht willigen wollte, war es die Königin Luise, die den Minister nachzugeben bat. „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, mein selbst willen darum. Geduld!"[5])

Stein wurde durch diesen Brief beruhigt. Beyme bat den König um seinen Abschied und wurde nach einigen Monaten Präsident des Kammergerichts zu Berlin. Das bisherige Kabinett wurde aufgelöst.

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, 17.

[2]) Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. 8. Aufl. Leipzig, Veit & Comp. I, 157.

[3]) Pertz: Das Leben Steins II, 642 ff.

[4]) Ebenda S. 37.

[5]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 38. Hier ist auch das Faksimile ihres Briefes gegeben.

Das ganze Denken und Hoffen und das hingebende Vertrauen, das Luise „dem großen Meister" entgegenbrachte, von dessen hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Charakters sie allein eine Wendung zum Besseren erwartete, offenbart ihr ausführlicher Brief an ihren Bruder Georg vom 7. und 8. Oktober 1807; doch beklagt sie darin auch das oft unnötig schroffe Auftreten des Ministers.

Schon am frühen Morgen, um 6 Uhr, sitzt sie am Schreibtische und meldet ihrem Bruder, daß sie bei dem abscheulichen Regenwetter in Ostpreußen Heimweh nach der Heimat empfinde, und dankt ihm für seinen Brief, der ihr ein wahres Labsal gewesen sei. „Gewiß, lieber George, Du kannst außer Sorgen sein; ich ermüde gewiß nicht. Steins Ankunft beruhigt mich auf viele Weise; aber es hat denn auch schon böse Stöße gekostet wegen Beyme. Dieser hat sich sehr edel benommen und den König um seinen Abschied aus dem Kabinett gebeten. Das machte freilich der Sache ein Ende, aber den König schmerzt es; und dann war dieses doch nicht ein Entschluß und eine Sache, die in einer Sekunde abgemacht war, und die Sekunden, die dazwischen „pick! pick!" machten, waren Erdstöße, die viel Schwefel und böse Dünste auswarfen. Mehr kann ich nicht sagen; ausmalen kannst Du es Dir aber doch und sprechen mit niemand als der Berg und Papa, wenn Du willst ...... Wenn nur Stein in seinen Formen Herr ist und immer weniger sein will als er ist, dann gehet die Sache ..... Der König hängt an sanfter, ehrerbietiger Form sehr, und Hardenberg ist einzig darin ..... Er machte seine Vorstellungen mit einer Art, daß der König immer König blieb, und das ist viel. ...... Ich verzage nicht für das innere Wohl des Landes. Das Elend ist jetzt ohne Grenzen, allein es ist noch manche Kraft unerreicht, manche Quelle nicht aufgetan, die doch, wo nicht Segen, doch Ersatz bringen kann. Und der große Meister ist ja bei uns, der dieses alles beleben kann und wird, da Talent und Wille, Kraft und Energie beisammen ist. — Wann wir uns übrigens in Berlin wiedersehen, das weiß Gott! ...... Wie oft, wenn alles hier verzweifelte, trat ich auf und bat, man möchte mich nach Paris schicken; ich scheue nichts, was recht ist. Stein sagte ich dieses auch, und er antwortete mir: „Noch nicht!" ..... Es ist ein großer Entschluß, und eine Königin, die selbst bittet, etwas Unerhörtes. Aber ich tue es, sobald ich hoffen kann, nur etwas Gutes zu stiften.

Du forderst Nachrichten von meinen Kindern. Sie sind alle lieb und gut. Fritz gibt die schönsten Hoffnungen; sein Herz ist gut und

(er hat) viel Geist und Wißbegierde. Nur seine Manieren sind noch détestables und erfordern all meine Strenge und Aufmerksamkeit, denn das Äußere hat gar zu viel Zusammenhang mit dem Innern. Wer lieber mit dem Ellenbogen stößt als mit der Hand sanft und höflich schiebt, um etwas hinwegzuräumen oder jemand aufmerksam zu machen u. s. w., der hat etwas Ähnliches in seinem Gemüt, welches eine schöne Harmonie des Innern eben so unangenehm störet, als ein Anstoß der Grazie äußerlich das Auge verletzt. Glaube mir, George, ich habe recht darüber nachgedacht und geprüft. Fritz empfindet sehr lebhaft. Als ich von Tilsit zurückkam, sagt' ich ihm sehr bewegt: „Ich will Dir einmal recht umständlich erzählen, welches große Opfer ich dem Könige, meinen lieben Kindern und dem Lande gebracht habe, es hat mir viel Kraft gekostet, aber Euer Glück war mir lieber, es ist mir alles —," da fing er so an zu weinen, daß er sich den ganzen Abend nicht erholen konnte und ganz in sich gekehrt war. Er muß früh lernen, Opfer, von andern gebracht, zu würdigen, damit der Entschluß mit ihm wachse und reife, auch alles zu tun, was recht ist. Wilhelm auch klug und gut, körperlich immer schwächlich. Charlotte rein wie Gold, gut, sanft, lustig, so daß St. Louisens hupte Teuffelchen[1]) mir manchmal einfällt. Karl so eine Art wie Fritz, nur jetzt durch der Bock[2]) ihre Aufmerksamkeit schön gehobelter als er. Ich und der König nennen Alexandrine la petite autocrate, denn sie hat so etwas Dezidiertes[3]) und Närrisches als möglich. — Die alte Voß ist immer dieselbe, lustig, traurig nach Umständen, sie hat viel über unser Unglück gelitten, denn sie hat eine Geistes-Regsamkeit, die doch wirklich unbegreiflich ist für 80 Jahre."[4])

Um die inneren Kräfte des Landes von den hemmenden Fesseln zu befreien, waren schon am 28. Juli 1807 die Einfuhrzölle erniedrigt. Dem alten Merkantilsystem entsprach nur das Verbot der Ausfuhr von Wolle, um die einzige namhafte Industrie, die Preußen noch besaß, die Tuchmanufaktur, zu fördern.

Der Erweiterung der Gewerbefreiheit diente das Gesetz vom 29. März 1808, betreffend die Mühlengerechtigkeit und Aufhebung des Mühlenzwanges in Ostpreußen, Litauen, Ermeland

---

[1]) Wahrscheinlich ist hiermit ein sog. Kartesianisches Teufelchen gemeint, ein zu jener Zeit sehr beliebtes Spielzeug.

[2]) Name der Erzieherin der jüngsten Kinder der Königin.

[3]) = Bestimmtes.

[4]) Braun a. a. O. S. 91. Küsel S. 114—117.

und dem Marienwerderschen Kreise, also dem Lande rechts von der Weichsel, das allein von den Franzosen geräumt war. Der Staat, der schon im Januar auf sein Mühlsteinregal verzichtet und den Handel mit Mühlsteinen frei gegeben hatte, hob gegen eine Abgabe, die dem bisherigen Ertrage entsprach, den Mühlenzwang auf, so daß jetzt jeder Eigentümer Mühlen erbauen konnte.

Am 24. Oktober wurde der Zunftzwang und das Verkaufsmonopol der Bäcker, Schlächter und Höker in Ost- und Westpreußen aufgehoben. Die Zünfte selbst ließ Stein zur Erhaltung eines geschickten und kräftigen Mittelstandes bestehen, beseitigte aber die Ausartungen, z. B. Beschränkung des Meisterrechts auf Meisterkinder.[1])

Eine andere große Reform des Freiherrn vom Stein war die Selbstverwaltung der Städte. Der Geheimrat Frey, von Stein beauftragt, sich über die Einführung veränderter Stadtverfassungen zu äußern, nannte als die wesentlichsten Übel, die auf den städtischen Gemeinwesen lasteten, den Druck des Militärstandes, daß nämlich jeder invalide Krieger ohne hinreichende Kenntnisse der Geschäfte und Verhältnisse die ersten Magistratur- und Polizeistellen erhalte, und sodann den Druck der Kammern, d. i. Regierungen, die über jede Kleinigkeit in der Bürgerschaft entscheiden und diese von jeder Teilnahme an Gemeindeangelegenheiten auszuschließen sich bestrebten. Mangel an Gemeingeist, Geringschätzung des Bürgers und das gesunkene Ansehen der Magistrate waren die Folgen solcher Zustände. Steins Städteordnung befreite die Städte aus den Fesseln des absoluten Beamtenstaates und erzog die Bürger zu freier sittlicher Tätigkeit für das Gemeinwohl,[2]) denn sie gab ihnen die Verwaltung ihrer Vermögen und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistratsbeamten aus der Mitte der Bürgerschaft und die Verwaltung durch gewählte Stadtverordnete. Liebe zur Gemeinde, Teilnahme an den Gemeinde-Angelegenheiten und ein erhöhtes Gefühl der Selbständigkeit und Ehre wurden jetzt geweckt. Der Staat behielt sich nur ein Aufsichtsrecht vor, besonders in der Verwaltung des Gemeindevermögens, die Entscheidung über Beschwerden der Bürger, Genehmigung der Wahlen von Magistratsmitgliedern. Diese „Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie“ wurde am 19. November 1808 Gesetz.

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, 145.

[2]) Meinecke: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815. Velhagen & Klasing 1906, S. 75.

Am 24. November 1808 unterzeichnete der König das letzte Werk des großen Reformators Preußens: Die „Verordnung, die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden in der preußischen Monarchie betreffend".[1]) Zu Grunde lagen der „obersten Leitung der Geschäfte" die Gedanken der Nassauer Denkschrift. Nach dem Vorbilde Frankreichs bildeten fünf Fachminister (für Inneres, Finanzen, Äußeres, Krieg und Justiz) den neuen Staatsrat und arbeiteten unter den Augen und dem Vorsitze des Königs. Die Organisation der Provinzialregierungen erfolgte aber nicht nach dem Beispiele der Napoleonischen Präfekturverfassung; Stein hielt vielmehr an der kollegialen Beratung und Beschlußfassung fest. Die Kriegs- und Domänenkammern wurden Regierungen, verloren jedoch die Rechtsprechung. Durch die Scheidung von Justiz und Verwaltung wurde ein neuer Schutz gegen Verwaltungswillkür geschaffen.[2]) Die Regierungsbezirke wurden — im Gegensatze zu den französischen Departements — zu kräftigen Provinzen zusammengefaßt, an deren Spitze Oberpräsidenten standen.

Den Reformen Steins reihten sich die des preußischen Heeres an.

---

71. Die Reformen Scharnhorsts.

Durchdrungen von der Notwendigkeit einer Verbesserung seines Heeres hatte der König am 25. Juli 1807 eine „Militär-Reorganisations-Kommission" eingesetzt, deren Vorsitzender Generalmajor Gerhard v. Scharnhorst war; ihr gehörten auch Gneisenau, Grolmann, Graf v. Götzen, Boyen u. a. als Mitglieder an. Scharnhorst erstrebte, wie einst König Friedrich Wilhelm I., die allgemeine Wehrpflicht. Alle Werbungen im Auslande hörten auf; das Heer wurde vaterländisch, und deshalb fielen alle entehrenden Strafen, wie Stockprügel, Spießrutenlaufen u. dergl., weg. Auch das Vorrecht des Adels auf die Offiziersstellen wurde beseitigt; einen Anspruch darauf können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege Tapferkeit, Tätigkeit und Überblick.

Neben dem stehenden Heere erstrebte Scharnhorst noch eine Reservearmee oder Landwehr; sie sollte aus allen streitbaren Männern vom 18. bis zum 30. Jahre bestehen, die sich selbst kleiden, bewaffnen und üben könnten.

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, 289 ff.

[2]) Meinecke: Das Zeitalter der deutschen Erhebung, S. 78.

Die Bewaffnung des Heeres mußte vollständig neu beschafft werden, denn im Juli 1807 besaß der Staat kaum 10000 brauchbare Gewehre und wenig Feldartillerie. Ein Jahr nach dem Tilsiter Frieden zählte das Heer wieder 50000 Mann mit 1370 groben Geschützen und 6 Festungen.[1]) In neuen Fabriken wurde mit nimmer rastendem Fleiße gearbeitet, so daß bis zum März 1810 mehr als 200 Geschütze und 45000 Gewehre gefertigt wurden.

Wie Steins Reformen wurden auch diejenigen Scharnhorsts von vielen Offizieren, sogar von Mitgliedern des Ausschusses, befehdet. York verspottete die „demokratische Vorliebe", die unter jedem Bauernkittel ein Talent wittere und, „weil Papst Sixtus V. in seiner Jugend ein Schweinehirt gewesen, um jedes derartige Subjekt sorgsam bemüht sei, aus Furcht, daß irgend ein göttlicher Sauhirt unbeachtet verkommen könne."[2]) Erst nach einer persönlichen Unterredung im Jahre 1810 schwand seine Bitterkeit gegen Scharnhorst.[3]) Vorstells Augen funkelten noch nach Jahren vor Haß und Grimm, wenn er Scharnhorsts gedachte. Ja, so weit gingen die Gegner des Generalstabschefs, daß sie ihn des Landesverrats beschuldigten. Die Reformer seien bereit, den König abzusetzen und seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, auf den Thron zu erheben. Diese Versuche waren aber bei dem Könige vergeblich, er war nicht bereit, sich von der „guten Partie", wie er sie selbst nannte, zu trennen. So hat also auch der „Waffenschmied der deutschen Freiheit" nur unter unsagbarer Arbeit, „verfolgt, verleumdet, denunciert",[4]) sein großes Werk fördern können. Scharnhorsts Reformen konnten aber erst erfolgreich ausgeführt werden, wenn Preußen von den Franzosen geräumt war.

---

72. Die Kriegsschuld-Forderungen Napoleons.

Eine Räumung Preußens zu erzielen, bemühte sich Knobelsdorff[5]) in Paris vergeblich. Er vermochte nichts auszurichten, ja wurde als General vom Hofe überhaupt ferngehalten. Auch die Friedenskommission unter Sack konnte in Berlin beim Generalintendanten

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, 188.

[2]) Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. 8. Aufl. Leipzig, Veit & Comp. I, S. 156 u. 157.

[3]) Droysen a. a. O. S. 180.

[4]) Pertz: Gneisenau, 498 u. 503.

[5]) Siehe Seite 218.

Daru nichts erreichen. Im Oktober übersandte der Kaiser seine Forderungen. Die Kriegsschuld wurde auf 154 Millionen festgesetzt. Da Daru von den bisherigen Leistungen nur 42 Millionen in Ansatz brachte, so waren noch 112 zu zahlen. Von diesen sollten 12 Millionen sofort bar entrichtet werden, 50 in Promessen[1]) oder Pfandbriefen, bis zu deren Abzahlung fünf preußische Festungen mit je 8000 Mann französischer Besatzung zu belegen waren, und für die letzten 50 Millionen verlangte er die Abtretung von Domänen, über die der Kaiser wie über sein Eigentum verfügen konnte. Napoleon wollte sie zum Teil seinen Generalen schenken, zum Teil an Franzosen verkaufen und so einen Staat im Staate schaffen.

Daru erkannte ganz richtig, daß sein Kaiser mit der Aufstellung solcher Forderungen die Räumung Preußens auf unbestimmte Zeit hinausschieben wollte, und berief am 6. Oktober Sack, den Vorsitzenden der Friedenskommission, zu einer Besprechung zu sich und teilte ihm das Verlangen Napoleons mit. Wenn dasselbe nicht angenommen werde, sei der Artikel des Friedens, der von der Räumung Preußens handle, aufgehoben.

Da eine Besetzung preußischer Festungen durch die Franzosen bei den bisherigen Beratungen noch niemals zur Sprache gekommen war, brach der preußische Bevollmächtigte die Unterredung sofort ab und meldete diese neue Drangsal dem Könige nach Memel. Welchen Eindruck der Bericht machte, erkennen wir aus dem Briefe der Königin Luise an ihre Freundin Frau von Berg vom 10. Oktober 1807: „Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zukommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Male wie zu Stein wurde.[2]) Die Kontribution beträgt an 154 Millionen; davon soll ein Drittel sogleich bar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domänen-Verkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungs-Termine inne gehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Colberg (die beide so tapfer gegen den Feind verteidigt und behauptet worden), Stettin, Küstrin und Glogau. Diese sollen mit 40 000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10 000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von 12 Millionen Taler anweisen.

---

[1]) Promessen sind kaufmännische Verpflichtungsscheine.

[2]) Frau v. Berg a. a. O. S. 323.

Die Domänen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40 000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich. Was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten? Dieses, da es nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm, der Aufträge hat, die von Stein redigiert sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht ganz verlassen hat.

So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher alles hier darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart — besonders da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen — womöglich!

Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Übermut — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen! Savary[1]) hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde, hat uns aber den guten Rat geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!"

Solcher Hohn mußte um so mehr verletzen, als der König das goldene Tafelservice aus dem Nachlasse Friedrichs des Großen zur Zahlung der Kriegskosten in die Münze hatte wandern lassen.

Da die Einkünfte des Staates in französische Kassen flossen, solange die Feinde das Land besetzt hielten, und eine Wiederaufrichtung des Staates unmöglich war, so entschloß sich schließlich der König, den Prinzen Wilhelm nach Paris zu senden, um Napoleon ein Schutz- und Trutzbündnis anzubieten. Bei allen Kriegen Frankreichs versprach Preußen 30—40000 Mann zu stellen; im äußersten Falle sollte

---

[1]) Er ging damals als Gesandter nach Petersburg. Savary, Herzog von Rovigo, war französischer General und trat 1802 an die Spitze der geheimen Polizei, präsidierte 1804 bei der Verurteilung des Herzogs v. Enghien und war von 1809—1814 Polizeiminister.

der Prinz sogar den Eintritt in den Rheinbund anbieten.[1] „Wenn er in seinen Verhandlungen keinen Erfolg hat," schrieb in ihrer Verzweiflung die Königin am 5. November 1807 an ihren Bruder,[2] „wenn der Kaiser seinen Entschluß über uns nicht ändert, wenn er nicht die Stimme der Menschlichkeit und Gerechtigkeit hört, dann wird es kein Preußen mehr geben, und ich weiß nicht, welchen Namen der König von Preußen wird annehmen wollen oder können, um auszudrücken, was er ist oder vielmehr, was er nicht mehr ist."

Nur zu bald erfuhr Prinz Wilhelm, daß jedes Entgegenkommen aussichtslos war. Gleich in der ersten Audienz am 8. Januar 1808 erklärte Napoleon, er werde sich nie auf Preußen verlassen können; er wisse sehr gut, daß alle Preußen ihn haßten; allenthalben breche diese Empfindung durch, jeden Tag erhalte er davon neue Beweise aus aufgefangenen Briefen. Eine Regierung, setzte er hinzu, die nicht einmal Herr der öffentlichen Meinung zu werden und sich im eigenen Staate nicht Gehorsam zu verschaffen wisse, könne ihm niemals Zutrauen einflößen; immer werde er gezwungen sein, gegen Preußen unter den Waffen zu stehen und eine hinreichende Truppenmacht in der Nähe von Berlin in Bereitschaft zu halten. Mit ähnlichen Begründungen wies er auch das Bündnis Preußens zurück: Die Allianz mit einem schwachen Staate sei ohne Nutzen für ihn.[3]

In einer zweiten Unterredung am 23. Februar erklärte der Kaiser ganz offen, daß das Schicksal Preußens von der Gestaltung der allgemeinen Angelegenheiten abhänge.[4] So lange also Napoleon seine Armee nicht in einem andern Lande notwendig gebrauchte, blieb sie in Preußen auf Kosten des Landes.

---

73. Eine Luisenstiftung zu Berlin aus den Tagen der größten Not.

Da der Geburtstag der Königin im Jahre 1807 in Berlin nicht hatte gefeiert werden dürfen,[5] eröffneten wackere Männer der Hauptstadt am Geburtstage der Königin eine Geldsammlung für ein „Luisenstift", zur Erziehung armer Soldatenkinder. Der Propst Hanstein in

---

[1]) Paul Hassel: I, 423. Instruktion für den Prinzen Wilhelm vom 4. Nov. 1807.
[2]) Bailleu: Briefe der Königin Luise a. a. O. S. 433.
[3]) Paul Hassel a. a. O. I, 84.
[4]) Ebenda I, S. 120.
[5]) Siehe S. 138.

Berlin benachrichtigte die Königin von dem segensreichen Unternehmen und erhielt am 31. August 1807 aus Memel folgende Antwort:

„Neigung zum Wohltun war von jeher ein hervorstechender Zug in dem Charakter der Berliner; nie hat sich derselbe schöner entwickelt als in dem eben beendigten unglücklichen Kriege und durch die von Ihnen, würdiger Herr Probst, angezeigte Stiftung zum Unterhalt, Erziehung und Unterricht unberatener Knaben von armen, noch lebenden Eltern. Für Waisen fehlt es nicht an Stiftungen mancherlei Art; aber an Hilfsbedürftige aus der genannten Klasse war bisher noch nicht gedacht. Diese Anstalt verdient daher allgemeinen Dank und lebhafte Teilnahme.

Ich bin sehr gerührt durch den zarten Beweis von Achtung, Vertrauen und Liebe, den die Stifter nach ihrem Schreiben vom 12. dieses Monats mir dadurch gegeben, daß sie die Stiftung nach meinem Namen nennen und unter meinen Schutz stellen wollen. Mit Freuden nehme ich nicht nur beides an, sondern übernehme auch die nach dem Etat ausgemittelten Unterhaltungskosten für vier Zöglinge, indem ich Sie, Herr Probst, ersuche, solche auszuwählen und nach Inhalt des Reglements ihnen einen Vormund zu setzen. Beikommende 100 Stück Friedrichsdor bitte ich zur ersten Einrichtung der Anstalt zu verwenden.

Der Krieg, der so viel unvermeidliches Übel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute den Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen. Sie, Herr Propst, haben redlich das Ihrige getan, nach diesem Ziele hinzuwirken. Mehrere Ihrer würdigen Amtsbrüder haben mit Ihnen gewetteifert. Sie haben dadurch in den Berlinern den Geist erweckt und erhalten, in welchem allein man sich im Unglück mit Würde betragen kann. Dadurch ist das Band der Liebe, welches die Nation mit ihrem Herrscher verbindet, nur um so fester geknüpft worden, sowie die Freude des Wiedersehens, wonach die Sehnsucht wechselseitig gleich groß ist, desto reiner sein wird.

Ihre wohlaffektionierte

Luise." [1])

---

1) Braun a. a. O. S. 81.

74. Lichtblicke aus dem Leben der königlichen Familie in Memel.

In all den Sorgen und Plagen und unaufhörlichen Enttäuschungen, die Preußens trübste Zeit dem Königspaar brachte, fand es eine Stärkung in der Religion und eine Erholung in der innigen Liebe, die es unter einander und mit ihrer Familie verband. „Von äußeren Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, die mein Glück ausmachen", schrieb sie, und denselben Gedanken wiederholte sie ein anderes Mal: „Der König ist herzlicher und besser als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe." [1])

Der König wohnte zu Memel mit seiner Gemahlin in dem heutigen Rathause der Stadt, nahe dem Ufer der ins Memeler Tief mündenden Dange. Ihr Wirt, der Kaufmann und Admiralitäts-Assessor Consentius, bemühte sich, dem hohen Paare den Aufenthalt so angenehm zu machen, als es unter den damaligen traurigen Verhältnissen irgend möglich war.

In dem alten Postgebäude, das jetzt einem stattlichen Neubau Platz gemacht hat, im Jahre 1807 aber Eigentum des Kaufmanns Argelander war, haben die Prinzen freundliche Aufnahme gefunden und mit den Consentiusschen und Argelanderschen Kindern innige Freundschaft geschlossen und für ihr ganzes Leben bewahrt.

Wie dankbar Luise der Familie Argelander war, zeigt sich so recht am Geburtstage der Frau Argelander, am 11. November 1807. Als sich diese, um den Unterricht der Prinzen nicht zu stören, in aller Stille mit ihrer Familie zu einer Verwandten begeben hatte, erschien am Abend der Kronprinz selbst und bat Frau Argelander, seinen Wagen zu besteigen, weil seine Mutter sie dringend zu sprechen wünsche. Wie erstaunte die Frau, als sie bei der Rückfahrt an allen Fenstern ihres Hauses Lichter erblickte; ihr Erstaunen wuchs, als sie in die erleuchteten, festlich geschmückten Zimmer des Kronprinzen trat und nun die Königin, umgeben von allen ihren Kindern, ihr mit den freundlichen Worten entgegenkam: „Ich habe mir die Freude nicht versagen können, Ihnen, meine liebe Frau Argelander, meine Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage selbst zu bringen. Auch Dankbarkeit führt mich zu Ihnen, da die Prinzen eine so freundliche, gute Aufnahme in Ihrem Hause

---

[1]) Frau von Berg a. a. O. S. 328.

gefunden haben. Gern möchte ich nun mit Ihnen Ihr Geburtsfest feiern. Die Freude Ihrer Gegenwart werden Sie uns nicht versagen. Ihre ebenfalls eingeladenen Freundinnen werden sogleich hier sein, und wenn aufrichtige Teilnahme zur Freude stimmt, so wird es uns daran nicht fehlen." Alle waren entzückt von der Herzlichkeit und angenehmen Unterhaltung der huldvollen Königin, und genossen in der heitersten Stimmung einen schönen Abend, der ihnen unvergeßlich blieb.

Diesem eigenartigen Geburtstagsfest am Martinstage 1807 fehlten auch nicht äußere Zeichen der Liebe. Frau Argelander erhielt von der Königin Luise ein Armband, ein Kleid und eine Ananas mit folgendem kleinen Gedicht in ostpreußischem Plattdeutsch: [1])

Der Martinsmann.

(Ein Armband von den Haaren der Prinzen.)

Nehm se sick man tosamm geschwinn;
Denn hier — ward se en Hoar drin finn!
Na, na! — wat heb ick är gesegt?
So'n Sprüchwort dat hät immer recht.
Doch stiegen ward mit jedet Joahr
An Wert und Heiligkeit düt Hoar —
Et ward noch Kind und Kinnes-Kind
En Schatz — en heilig Denkmal sind! [2])

(Ein Kleid und eine Ananas.)

Hier will ick still de Hand drup leg'n,
Hier lett sick, wat ick föhl, nicht seg'n,
Un sprek ick ok von a bet x —
Ick nehm den Hoot af — moak se n' Knix!

---

[1]) K. Halling: Memels vaterländische Weihestätten. Memel 1893, S. 11. (Der Dichter ist wahrscheinlich Brese, der den beiden ältesten Prinzen Unterricht im Zeichnen und Rechnen erteilte und nach Delbrück (a. a. O. Bd. 37, S. 369 diese „glückliche Kunst" besaß.)

[2]) Eine Urenkelin der Frau Argelander, die glückliche Besitzerin desselben, gibt folgende Beschreibung von ihm:

Das Armband besteht aus zehn, mit Haaren des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm übersponnenen und durch je drei ganz feine goldene Ketten von 2—3 Centimeter Länge verbundenen, goldenen Knöpfen, die so gearbeitet sind, daß auf einen Knopf mit dunklerem immer ein Knopf mit hellerem Haar folgt. Die Kette wird geschlossen durch ein goldenes, mit den verschlungenen Initialen F. W. versehenes Schloß. Über diesen Initialen ist eine Königskrone angebracht, und unter derselben zieht sich ein schmales Band hin mit der Inschrift „den 11. November 1807". (Halling S. 11.)

So wußte die Königin Luise, frei von den Vorurteilen der Geburt, des Ranges und Standes, Liebe zu spenden und rückwirkend Liebe und Freude zu empfangen.

Der Tochter der Frau Consentius schenkte die hohe Frau einen Halsschmuck, den sie selbst zu tragen pflegte, so daß diese Gabe dadurch einen ganz besonders hohen Wert erhielt.

Viel verkehrte die Königsfamilie auch in dem Hause des Kaufmanns und englischen Konsuls Griffin.[1]) Dieser hatte der Prinzessin Friederike — einer Schwester des Prinzen Friedrich, also einer Nichte der Königin Luise — Gastfreundschaft zu teil werden lassen. Die Prinzen haben nicht nur mit der Prinzessin Friederike, sondern auch mit den Griffinschen Kindern gern gespielt.

Wiederholt weilte infolgedessen die Königin bei der Frau Konsul Griffin. Einmal unterhielt sie sich mit ihr im Wohnzimmer, während draußen in dem hinter dem Hause gelegenen Garten die beiden ältesten Königlichen Prinzen, Friedrich Wilhelm und Wilhelm, eine eigene Art von Schaukelspiel zum Ergötzen der übrigen Königskinder und der Griffinschen Geschwister ausführten, indem sie die zweijährige Lucinde Griffin in einem großen Tischtuche munter hin und her schwangen. Plötzlich flog aber die kleine Lucinde infolge eines zu kühnen Schwunges des Tischtuches auf den Rasen und erhob ein entsetzliches Geschrei, das allen einen furchtbaren Schrecken einjagte. Auch die Königin und Frau Griffin eilten herbei voll Besorgnis, es könne die Kleine sich schwer verletzt haben. Zu aller Freude stellte sich aber bald heraus, daß Lucinde keinen Schaden erlitten hatte und nur der Schreck ihr das Wehegeschrei erpreßt hatte. Trotzdem blieb jenes Ereignis lange im Gedächtnisse der Königlichen Kinder haften. So hat z. B. Prinzeß Charlotte bei ihrer Anwesenheit in Memel als Braut des Großfürsten Nikolaus im Jahre 1817 die nunmehr zwölfjährige Lucinde Griffin gefragt, ob sie sich noch an jenen Unfall erinnere.

Unter den Kindern des Konsuls Griffin war eine Tochter etwas heftig und herrschsüchtig. Diese Eigenschaften traten bei den Spielen mit den Königlichen Kindern öfter hervor. Einmal ließ sie sich sogar so weit hinreißen, der Prinzeß Alexandrine[2]) einen empfindlichen

---

[1]) Halling a. a. O. S. 18ff.

[2]) Sie ist die einzige Schwester Wilhelms I., die ihren Bruder überlebt hat. Als verwitwete Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin starb sie im Jahre 1892 im Alter von 89 Jahren.

Schlag zu versetzen. Frau Griffin war über diese Unart ihrer Tochter so entsetzt, daß sie sich sogleich zu einer Hofdame begab, um zu fragen, was sie in dieser für sie in hohem Grade unangenehmen Angelegenheit tun solle. Diese beruhigte die unglückliche Mutter mit dem Hinweis darauf, daß unter Kindern dergleichen wohl vorkommen könne. Es zeugt für den guten Charakter der Prinzeß Alexandrine und ihrer Geschwister, daß sie der schlagfertigen Kleinen ihre Unart nicht nachgetragen haben. Eine Strafe erhielt sie aber doch, wenn auch nur dadurch, daß der Kronprinz ihr den Spitznamen „Bonaparte" gab. Noch später hat er, als er wieder nach Memel kam und die Griffinsche Familie aufsuchte, die Frage gestellt: „Wo ist denn Bonaparte?"[1])

In dankbarer Gesinnung schenkte der König Friedrich Wilhelm III. den sechs Kindern des Griffinschen Ehepaares Bestecke in rotem Lederbehältnis, welche Messer und Gabel mit silbernem Griff und einen silbernen Eß- und Teelöffel enthielten. Königin Luise verehrte der Frau Konsul ein schön gemaltes Teegeschirr mit fein gearbeiteten goldenen Löffeln.[2])

Im Jahre 1807 nahm die Königliche Familie auch an der Hochzeitsfeier einer litauischen Familie teil. Es war die des Schulzen Purwins aus Gindeln bei Memel. Als man die erste Bratgans auf den Tisch setzte, wurde der König gebeten, sie zu zerlegen. Diese Bitte erfüllte Friedrich Wilhelm III., wurde aber dann, litauischer Sitte gemäß, mit einem Tuche gebunden, bis er sich herzlich lachend durch ein Geschenk aus dieser Fesselung löste.[3])

Ein froher Tag war der 12. August, der Geburtstag des Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz. Schon um 8 Uhr kam die Königin mit ihren Hofdamen in den Argelanderschen Garten, um dort wie gewöhnlich ihr Frühstück einzunehmen. Beim Eintritt empfingen die Kinder sie mit Glückwünschen, und der Kronprinz überreichte ein Gedicht, das Delbrück verfaßt hatte. Der König war heiter und ließ den schwedischen Gesandten Brinckmann rufen. Eine Ankündigung, daß sie alle nach Tauerlauken fahren wollten, wie am 3. August, wurde von den Prinzen mit Hurra! begrüßt. Um 11 Uhr rollten die Wagen

---

[1]) Halling S. 19 u. 20.

[2]) Halling S. 20.

[3]) Halling S. 26. Der letzte silberne Löffel aus dem Hochzeitsgeschenk der Königlichen Familie wurde dem Kaiser Wilhelm I. von der Enkelin des Schulzen Purwins, die zu einer litauischen Abordnung gehörte, überreicht. (Halling S. 25. Anmerkung.)

davon. Man speiste, auf dem Erdboden gelagert, und die Kinder konnten nach Herzenslust fröhlich sein. Nur ihrem Erzieher Delbrück war ihre „Toberei und Spaßerei fast unerträglich".[1]) Nach Tische schlugen die Erwachsenen nach einem Topfe, und sogar der König beteiligte sich an dem harmlosen Treiben.

Ein sonniger Tag war auch der 3. Oktober 1807, an dem die Garde zu Fuß gemustert wurde und die drei jungen Prinzen Dienst taten. Um 10 Uhr war die Garde vor dem Libauer Baum aufmarschiert. Die Prinzen nahmen ihren Platz vor der Linie ein. Kaum war man in Bereitschaft, so langte der König an, in seinem Gefolge die Königin und die Prinzessin Luise, die Prinzessinnen Charlotte und Friederike, die Gräfin v. Voß, die Kinder der Prinzessin Luise, einige Hofdamen und die Erzieher. Alles stand unbeweglich. „Ich freute mich," schreibt Delbrück,[2]) „des edlen Anstandes der drei Prinzen und des Ernstes, der vorzüglich guten Haltung, wodurch der Kronprinz sich auszeichnete. So lange die Rekruten gemustert wurden, konnte die Königin ihre Söhne nicht sehen, aber dann verließen sie ihre Stellungen, und sie sah sie in der Würde, die ihnen der König erteilt hatte, und in dem Ausdruck der Würde, welche ihnen das Gefühl derselben gab. Man merkte, daß sie gerührt wurde. Sie verbarg das Gesicht hinter dem Schleier, und als sie wieder hervorblickte, sah man, daß sie geweint hatte. Welche Erinnerungen mochten sich in ihre Seele drängen!

Die Musterung war geendigt. Es folgte eine Ehrenbezeugung für die Königin, als sie die Linie hinabfuhr, dann der feierliche Vorbeimarsch mit Huldigung vor der Königin. Bei ihrer Dienstleistung erwarben die Prinzen durch ihren Anstand und die ruhige Beobachtung der Ordnung allgemeinen Beifall und traten erst in der Stadt an der Brücke von ihrem Platze. Der Zug hatte etwas Großes und Rührendes: in der Mitte die Garde in langsamem Marsche, auf der Seite die Zuschauer zu Fuß und zu Pferde, an der Spitze der König, der mit Wohlgefallen auf seine drei jüngsten Offiziere sah und ihrem Erzieher dies im Vorbeireiten freundlich äußerte; auf der andern Seite die Wagen, an ihrer Spitze der der Königin.

Der König ließ nach der Revue die Prinzen rufen und bezeugte ihnen seinen Beifall mit väterlicher Herzlichkeit, und sie frühstückten mit der Königin.

---

[1]) Delbrück: Denkwürdigkeiten a. a. O. Bd. 37, S. 308.

[2]) Ebenda Bd. 37, S. 359 und 360.

Hierauf wurden die Prinzen unterrichtet und kamen erst gegen 9 Uhr an den Hof, wo die frohe Stimmung sich erhalten hatte."

75. Die Kornblume wird Lieblingsblume Wilhelms I.

Abgesehen von einigen frohen Stunden war das Leben in Memel so voll von Ernst und Trauer um das nimmer endende Weh des Vaterlandes, daß selbst den königlichen Prinzen diese Zeit ihrer frühesten Jugend als die elendeste erschien. Dem ersten deutschen Kaiser aus Hohenzollerngeschlecht war der Aufenthalt zu Memel und Königsberg in der Erinnerung nur eine Flucht. Noch in das Jahr 1807 fällt jener kleine Unfall, der ihn und seine Mutter auf einem Ausfluge traf und uns erklärt, warum die Kornblume seine Lieblingsblume geworden ist.[1]) „Als meine Mutter," so erzählte er später einmal, „mit mir und meinem heimgegangenen Bruder von Memel nach Königsberg floh in jener schweren Zeit zu Anfang unsres Jahrhunderts, traf uns das Mißgeschick, daß ein Rad des Wagens im freien Felde zerbrach. Ein Ort war nicht zu erreichen; wir setzten uns an einen Grabenrand, während der Schade, so gut es eben gehen wollte, ausgebessert ward. Mein Bruder und ich wurden durch diese Verzögerung müde und hungrig, und besonders ich, der ich ein kleiner, schwächlicher, zarter Bursche war, machte meiner teuren Mutter viel Not mit meinen Klagen. Um unsern Gedanken eine andere Richtung zu geben, stand die Mutter auf, zeigte uns die vielen schönen blauen Blumen in den Feldern und forderte uns auf, davon zu sammeln und ihr dieselben zu bringen. Dann wand sie Kränze davon, und wir schauten mit Freuden ihren geschickten Händen zu. Dabei mochte der Mutter wohl die ganze traurige Lage des Landes, ihre eigne Bedrängnis und die Sorge um der Söhne Zukunft wieder einmal schwer aufs Herz fallen, denn langsam rann aus ihren schönen Augen Träne um Träne und fiel auf den Kornblumenkranz. Mir ging diese Bewegung meiner teuren Mutter tief zu Herzen; meinen eigentlichen kindlichen Kummer vergessend, versuchte ich sie durch Liebkosungen zu trösten, wobei sie den von ihren Tränen glänzenden blauen Kranz mir aufs Haupt setzte. Ich war damals 10 Jahre alt; doch ist mir diese rührende Szene unvergeßlich geblieben; und erblicke ich jetzt im hohen Alter die liebliche blaue Blume, so glaube ich die Tränen der treuesten aller Mütter darin erglänzen zu sehen und liebe sie deshalb wi keine andre."

[1]) Paul Pasig: Der größte Kaiser in seiner menschlichen Größe. Leipzig, Bernhard Richter.

76. Abschied von Memel und Übersiedelung der Königlichen Familie nach Königsberg.

Nachdem die Franzosen endlich das Land bis zur Weichsel geräumt hatten, konnte an die Übersiedelung in die alte Krönungsstadt gedacht werden. Am 14. Januar 1808, am Tage vor der Abfahrt, lud der König die Memeler Kaufmannschaft, der ja auch Argelander und Consentius angehörten, und die Stabsoffiziere der Garnison zu einem Abschiedsessen nach Tauerlauken[1]) und erließ an die gesamte Bürgerschaft folgende Danksagung:[2])

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Anhänglichkeit an meine Person, meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reiches von den Kriegsdrangsalen unmittelbar verschont geblieben ist, so werde auch ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegsgefahr, gegeben, erhöhen den Wert dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches tätig zu bezeigen als ihr gnädiger König

Friedrich Wilhelm."

Da Frau Argelander krank war, ließ es sich die Königin nicht nehmen, noch am Abende dieses Tages an das Bett der treuen Wirtin ihrer Söhne zu eilen und dort den Tee mit ihr einzunehmen. Beim Abschied überreichte sie ihr eine Kette, die sie selbst getragen hatte, und ehrte und erfreute dadurch die hoch beglückte Frau ganz besonders.[3])

Am Morgen des 15. Januar 1808 verließen der König und die Königin die Stadt Memel, die ihnen fast ein ganzes Jahr eine Zufluchtsstätte gewesen war. Am 16. Januar trafen sie in Königsberg ein, dessen Bürgerschaft schon während des Krieges sich patriotisch gezeigt hatte[4]) und die Majestäten herzlich begrüßte und die Königin

---

[1]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 439.

[2]) Frau v. Berg a. a. O. S. 328 u. 329.

[3]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 439.

[4]) Armstedt: Geschichte der Königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Stuttgart, Hobbing & Bühle, 1899, S. 271—273.

bat, eine Chaise longue, mit grünem Sammet beschlagen, annehmen zu wollen.

Das Königspaar nahm im Schlosse Wohnung neben dem Landhofmeister v. Auerswald. Beim Empfange wurden der Königin Rosenknospen mit einem Gedichte Max von Schenkendorfs überreicht, worin ihre Lieblingsblumen ihr zurufen:

„Wollst, Göttin, uns pflegen
Mit sonnigem Blick
Und spenden uns Segen
Als unser Geschick.

Bald naht, uns entfaltend,
Der Lenz, unser Freund,
Ein Leben gestaltend,
Das selten erscheint.

O Wesen, gesendet
Von himmlischer Au,
Dein Vaterland spendet
Dir Sonne, dir Tau.

Ob wir auch vergehen
So schnell als der Mai:
Wir duften, wir wehen
Von Lieb' und von Treu."

Die Prinzen fuhren mit ihren Erziehern am 16. Januar, vormittags $^1/_2$10 Uhr, „vom linken Ufer des Haffs" ab und erreichten über Schwarzort und Nidden um 5 Uhr das Dorf Rossitten. In der Behausung des Pfarrers fanden sie, wie am Tage zuvor beide Majestäten, ein Obdach, und trafen am nächsten Tage in Königsberg ein. Durch eine allgemeine Illumination gaben die Bürger ihrer Freude über die Anwesenheit der Königlichen Familie Ausdruck, und diese ließ es sich nicht nehmen, eine Umfahrt durch die Stadt zu unternehmen.

Der Senat der Universität bezeugte seine Ergebenheit, indem er am Krönungstage den Kronprinzen zum Rector magnificentissimus erwählte, und die Studenten brachten ihrem jugendlichen Rektor einen Fackelzug. An dem sich anschließenden Balle nahmen die Majestäten und der Kronprinz teil.[1])

---

77. Dankschreiben der Prinzen und ihrer Erzieher an ihre Wirte in Memel.

Wie sehr die Prinzen und ihre Erzieher sich den Argelanderschen Eheleuten zu Dank verpflichtet fühlten, ist auch daraus zu ersehen, daß alle schon an dem Tage ihrer Abfahrt, am 16. Januar 1808, von

[1]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 444.

Rossitten Briefe an Herrn und Frau Argelander gesandt haben. Diese lauten[1]) folgendermaßen:

„Rossitten, 16. Januar 1808, Abends 6 Uhr.

Schon seit einer Stunde sind wir hier wohlbehalten und nach glücklicher Reise, die noch schneller von Statten gegangen wäre, hätten wir nicht in Schwarzort durch [unleserlich] und in Nidden über eine halbe Stunde auf Pferde warten müssen. Die Wehmut, mit welcher wir uns von Ihnen, meine liebe Argelanderin, mein lieber Argelander, und von den Ihrigen trennten, machte uns eine Zeitlang stumm und besänftigte die ganze Fahrt hindurch die gewöhnliche Feuerlaune meiner Gefährten. Von Dank soll nicht die Rede sein, also schweige ich auch davon ..... Der König ist gestern schon um halb 6 Uhr hier gewesen. Also weiß ich, wer die Wette verloren hat. Herzlich grüße ich Sie alle voll Hochachtung und Liebe. Delbrück.

Liebe Madame Argelander, soeben habe ich meinen Paudel aufgemacht und die schönen Sachen bewundert. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Güte. Ich habe am Strande unbegreiflich schöne Steine gefunden, wovon ich Ihnen einen schenken werde. Doch werde ich ihn Ihnen nicht zuschicken, in der Hoffnung, daß Sie Ihr Versprechen halten und nach Königsberg kommen. Machen Sie meine Empfehlung an Ihren lieben Mann, Ihren Kindern und Freunden. Leben Sie recht wohl und vergessen Sie mich nicht; ich bin auf immer

Ihr bester Freund Fritz.[2])

Soeben, lieber Argelander, sind wir hier in Rossitten angekommen und sind dabei, die Paudeln, die wir der Güte Ihrer lieben Frau zu verdanken haben, aufzumachen und einige Sachen herauszunehmen und zu essen. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Ihre ganze Familie recht sehr von Ihrem guten Freunde Friedrich.[3])

Soeben sind wir, meine liebe Argelander, in Rossitten angekommen. Wir wohnen wie vorigesmal beim Prediger. Ich kann nicht mehr schreiben, weil wir eben im Begriff sind zu essen. Empfehlen Sie mich allen denen, die sich meiner erinnern. Wilhelm.

Schlecht stehen — meine Ihnen bekannte ... heitere Stimmung und mein Frohsinn, seit wir das teure Memel und die beste Familie

---

[1]) Halling: Memels vaterländische Weihestätten, S. 11ff.

[2]) Der Kronprinz Friedrich Wilhelm.

[3]) Vetter der Königl. Prinzen (Sohn des verstorbenen Prinzen Ludwig und der Schwester der Königin). Auch er hatte mit seinem Erzieher Reimann im Argelanderschen Hause gewohnt.

in demselben verlassen haben. Lieber, bester Argelander, was ich bei und von Ihnen genossen und wie höchst angenehme Stunden ich Ihnen zu verdanken habe, Dank dafür, mein gutherziger Freund, Dank Ihnen meine liebe Madame Argelander, von Herzen. Der Himmel lasse es Ihnen wohl gehen und führe Sie recht bald zu uns nach Königsberg. . . . . . Empfehlen Sie mich den Ihrigen recht aufrichtig und grüßen Sie Ruppel und Gleinich von Ihrem aufrichtigen und dankbaren Freunde Julius Reimann.

N. S. Schade, daß ich von der verlorenen Wette nichts erwischen kann!!"

Diese Briefe sind sämtlich auf einem Bogen geschrieben, der die Adresse trägt:

„Sr. Wohlgeboren des Kaufmann Argelander
Memel.
6[1] Zum Postamt 16. Januar um 9 Uhr."[2])

Der Einladung der Königlichen Familie folgte Herr Argelander mit seinem Sohne im März. Groß war der Jubel der Prinzen, als ihr einstiger Spielkamerad Fritz Argelander am 7. März 1808 ihnen in Königsberg einen Besuch machte. Er „fand einen rührenden Empfang und gehörte abwechselnd dem einen wie dem andern." [3])

Im Mai weilte Frau Argelander als Gast der Königlichen Familie in Königsberg, und ihr Mann noch einmal im Juni 1808 und mehrmals im Januar 1809.

---

[1]) Die seitlich stehende große 6 bedeutet das Briefporto.

[2]) Diese Briefe hat die Witwe des Professors Argelander dem Kaiser Wilhelm I. zur goldenen Hochzeit (den 11. Juni 1879) übersandt und für diese Aufmerksamkeit folgendes, mit Einschluß der Aufschrift auf dem Briefumschlage, eigenhändige Schreiben Sr. Majestät erhalten:

Ems, 24. 6. 79.

Sie haben mir durch den Ausspruch Ihrer Teilnahme an der Feier des 11. Juni eine große Freude bereitet, aber auch ebenso durch die Übersendung der Anlagen, welche mich wirklich tief gerührt haben. Ihr seliger Mann wird aus diesen Briefen, geschrieben einige Stunden nach dem Abschied von ihm und seinen Eltern und dann auch noch später, ersehen haben, wie wir Kinder sowohl als unsere Erzieher mit wahrer Dankbarkeit des Jahres gedachten, das wir im Hause der Argelanders verlebten! Die Zeit war zwar eine schwere, aber die Gastfreundschaft in dem Hause ließ oft manches leichter tragen, namentlich von uns Kindern. Nochmals meinen Dank. Ihr dankbarer König
Wilhelm.

[3]) Delbrück: Denkwürdigkeiten a. a. O. Bd. 37, S. 478.

Der Kronprinz und Prinz Wilhelm vergaßen auch nicht die Geburtstage ihrer Memeler Wirte. Erhalten sind uns folgende zwei Glückwunschschreiben:

„Königsberg 9. November 1808.

Liebe Madame Argelander!

Da es leider unmöglich ist, den 11. November so nah und so fröhlich zu feiern, wie es im vorigen Jahre der Fall war, so hoffe ich doch, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, wenn ich zu dem Briefe ein ganz kleines Geschenk hinzufüge, welches Sie an das verflossene Jahr erinnern soll; denn damals gaben Sie uns so oft Nüsse zu knacken, in welchen Süßigkeiten vorhanden waren; jetzt gebe ich Ihnen eine, in welcher sich nur metallene Spitzen befinden. Noch habe ich vergessen, Ihnen und Ihrem Fritz Dank für Ihr gütiges Andenken abzustatten. Seien Sie versichert, daß ich nimmer die glücklichen Tage vergessen werde, welche ich in Memel in Ihrem Hause, in Ihrer Nähe zugebracht habe, und daß ich nie aufhören werde, auf immer und ewig zu sein

Ihr treuer Fritz."

„Ich wünsche Ihnen viel Glück, und zum Andenken schicke ich Ihnen ein kleines Fläschchen, das ich Sie bitte, zu meinem Andenken zu tragen. Leben Sie recht wohl. Ich bleibe immer

Ihr treuer Freund Wilhelm." [1])

---

78. Die Taufe der Prinzessin Luise.

Schon vierzehn Tage nach ihrer Ankunft in Königsberg (am 1. Februar 1808) wurde Luise von einer Prinzessin entbunden.

Daß das namenlose Elend jener Tage den König und das Volk nicht entfremdet, sondern noch enger mit einander verknüpft hatte, zeigte sich unter anderem auch darin, daß Friedrich Wilhelm als Paten seines jüngsten Töchterchens, dem er den Namen seiner Frau beilegte, die Stände von Ostpreußen berief. Die Taufe erfolgte am Sonntag dem 28. Februar im Schlosse.

Am Tage zuvor waren die Damen bei Hofe beschenkt worden, „weniger reichlich als sonst, aber reichlich entschädigt durch ein Blatt von der Hand der Königin, so zart gefühlt als verbindlich gesagt". [2])

[1]) Halling: S. 12 und 13.

[2]) Delbrück a. a. O. B. 37, S. 474.

Nach dem Gottesdienst am 24. Februar, in dem sowohl des Beginnes der Fastenzeit als des Tauftages gedacht war, und nach der sich anschließenden Wachtparade begaben sich die gesamte Generalität und die Minister zu den Majestäten. Der Abt von Oliva dankte dem Könige für seine Ernennung zum Bischof von Ermeland. Allgemeine Aufmerksamkeit erregten die Taufzeugen; es waren die Prinzessinnen Wilhelm und Luise, Prinz Heinrich von Preußen[1]) und die Vertreter der Stände: Kaufmann Kraus, Rabe, Brausewetter, Buchholz, Frey, Gervais als Deputierte der Städte, Zünfte und kölmischen (freien) Bauern, Dohna, Korf und Schliewen als Deputierte der Ritterschaft. Prinzessin Wilhelm hielt den Täufling. Als der Hofprediger Weyl den Segen gesprochen hatte, wurde die junge Christin zur Mutter gebracht. Die Prinzessin Wilhelm aber, der der unerbittliche Tod im Jahre 1806 zwei Kinder entrissen hatte, brach in Erinnerung an ihre Lieblinge laut schluchzend zusammen, was allgemeine Bestürzung erregte. Den Schluß der Feier machte eine Cour bei der Königin.[2])

Die ganze Glückseligkeit einer liebenden Mutter strahlt uns aus den Worten entgegen, die die Königin an ihren Vater richtete: „Meine kleine Luise ist wirklich ein Engel. Sie ist ordentlich schön und so ruhig, wie man sich die Verklärten denkt. Ihr Blick ist süß und schön, ihre Züge fein und angenehm, mit einem Worte: sie ist göttlich. Wolle Gott sie uns erhalten.“[3])

---

79. Leben der Königin in Königsberg und auf den Hufen.

Wenn auch das Königspaar mit seinen Kindern nicht unter einem Dache wohnen konnte, da es die Familie des Landhofmeisters v. Auerswald nicht aus ihrer Wohnung im Schlosse verdrängen wollte, so weilte es doch täglich mit ihnen einige Stunden zusammen und speiste mit ihnen, falls nicht Krankheit oder der Druck der politischen Verhältnisse es ausnahmsweise fern hielt. Von ihren Kindern erhoffte Luise das Beste für die Zukunft und beobachtete ihre Entwicklung mit mütterlicher Liebe.

Am 25. Mai 1808 machte der Kronprinz zum ersten Male auf seinem eigenen Pferde, einer kleinen Stute, die ihm Amtsrat v. Keudell

---

1) Frau v. Berg a. a. O. S. 330 u. 331.
2) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 474.
3) Braun a. a. O. S. 119.

auf Gilgudischken[1]) geschenkt hatte, einen Spazierritt. Die Sicherheit, mit der er ritt, wurde bei der Rückkehr in den Hof von der Königin, die am Fenster stand, mit Wohlgefallen bemerkt.[2])

Im Sommer 1808 und 1809 nahmen der König und die Königin ihren Aufenthalt auf den Hufen bei Königsberg.

In den Schluchten des mit herrlichen alten Buchen besetzten Hufenbaches hatte der verstorbene Geheime Kriegsrat und Stadtpräsident Theodor Gottlieb von Hippel den Waldbestand seines Gutes in einen Park nach englischem Muster umgewandelt.[3]) Nach Hippels Tode hatte der Regierungsrat Busolt die Begüterung gekauft,[4]) und das Königspaar bezog das einfache Landhaus[5]) im Mai 1808.

Auf den Hufen genoß die Königin in Gottes freier Natur einige frohe Stunden.

Ein Festtag war für sie immer der 12. August, der Geburtstag ihres heißgeliebten Bruders Georg. Im Jahre 1808 beschlossen ihre Kinder, sie bei ihrem Erwachen zu überraschen und zu erfreuen. Früh um 7 Uhr fuhren sie in drei Wagen nach den Hufen hinaus und hatten dorthin Hautboisten bestellt. Nachdem die Königin durch den Choral „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" geweckt war, stürmten ihre Kinder herein, streuten ihr Blumen aufs Bett und riefen: „Ich gratuliere, liebe Mama, zu Onkel Georgs Geburtstag."[6]) Der König

---

[1]) Einem Rittergute bei Georgenburg an der Memel, im ehemaligen Neu-Ostpreußen, unweit der heutigen Grenze. (Dahin ist die Note 1 Seite 47 der Mon. Germ. Paed., Bd. 37, zu berichtigen.)

[2]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 532.

[3]) Armstedt u. Fischer: Heimatkunde von Königsberg i. Pr. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch, 1895, S. 236 u. 237.

[4]) Scheffner: Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Königsberg, Universitäts-Buchhandlung, 1821, S. 287.

[5]) Als Kaiser Napoleon im Sommer 1812, auf dem Durchmarsche nach Rußland begriffen, drei Tage in Königsberg verweilte, beabsichtigte auch er, im Busoltschen Hause sein Hoflager aufzuschlagen, da er von dem Aufenthalte der preußischen Königsfamilie daselbst gehört hatte. Er hatte ein königlich eingerichtetes Lustschloß zu finden erwartet und war sehr befremdet über die Einfachheit und Kleinheit des Hauses. Daher kehrte er sofort wieder nach der Stadt zurück und nahm im Schlosse Quartier. — Im Andenken an seine Mutter und seinen eigenen Aufenthalt in Königsberg während jener Jahre kaufte später Kaiser Wilhelm I. von den Busoltschen Erben das Gütchen. Der Zutritt zum Park ist jedermann gestattet. (Armstedt u. Fischer S. 238.)

[6]) Brief der Königin an ihren Bruder vom 12. August 1808. (Bailleu a. a. O. S. 438.)

bezeugte ihnen sein Wohlgefallen über ihr Erscheinen, und sie spielten im Garten, bis die Königin sich angekleidet hatte. Sie erschien heiter und schön und begab sich mit ihrer Familie nach dem großen Garten und frühstückte mit ihren Lieben,[1]) bis die Prinzen und Prinzessinnen der Unterricht um $1/2$ 9 Uhr zur Rückfahrt nötigte.

In derselben bürgerlich einfachen, aber herzerfreuenden Weise wurden die Familienfeste gefeiert. Am 23. Februar 1808, dem Geburtstage der Prinzessin Alexandrine, waren alle Kinder bei Tafel, die jüngsten saßen dem Könige zur Seite. Für die Heldin des Tages wurde ein Tee in Vorschlag gebracht. Es war ein schönes Kinderfest, bei dem auch der König sehr heiter war.[2])

Am Geburtstage des Kronprinzen, 15. Oktober 1808, folgte die königliche Familie um $1/2$ 8 Uhr einer Einladung des Landhofmeisters v. Auerswald im Schlosse zu Königsberg.

Hier war ihnen „eine der schönsten Überraschungen, die wohl je stattgefunden haben,“ bereitet: eine Zigeunerscene, gedichtet von Max v. Schenkendorf, wurde ebenso geistreich als trefflich ausgeführt. Es war nur eine Stimme, daß man etwas Ähnliches noch nicht gesehen und gehört habe. Man speiste an zwei Tischen, und nach der Tafel spielten die Königin und Prinzessin Wilhelm mit der ganzen Familie Lotto, an dem andern die Jüngsten das Ritterspiel, der Musikdirektor Himmel entzückte die übrigen durch seine Kunst.[3])

Die Lieblingslektüre der Königin bildeten neben Schiller Vorlesungen über die Geschichte, die der Professor Süvern im Winter 1807/08 in Königsberg hielt. Er bezweckte damit, in seinen Zuhörern die Hoffnung auf eine Erhebung aus dem Unglück zu erwecken und den Mut neu zu beleben, diese Stunden zu Stunden religiöser Erbauung zu machen.[4]) Eine Abschrift seiner Vorträge verschaffte ihr der ehemalige Kriegs- und Domänenrat Scheffner. Dieser auf seinen Freimut stolze Mann hatte die aus Neu-Ostpreußen geflüchtete Frau L'Estocqs in seinem Hause aufgenommen und dadurch die Prinzessin Solms, die die Generalin besuchte, und durch sie im April 1807 ihre Schwester, die Königin, kennen gelernt.[5]) Luise schätzte ihn sehr hoch

---

[1]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 28.

[2]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 471.

[3]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 80.

[4]) Paul Stettiner: Der Tugendbund. Königsberg, Hartungsche Buchdruckerei 1904, S. 9.

[5]) Scheffner: Mein Leben, S. 262 u. 266.

und unterhielt mit ihm einen regen Briefwechsel, um sich über manche Begebenheiten der Weltgeschichte bei ihm Rat zu holen.[1]) Sie wünschte Belehrung über die Punischen Kriege, die Gracchischen Unruhen u. s. w.

„Die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit," schrieb sie ihm am 20. Juni 1808, „hat mich wahrlich ergriffen, weil leider die jetzige ihr gleicht. — Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Sklaven-Joch abzuschütteln; aber tun sie es nicht, so stehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burgkapelle und betete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch sie meinem Volke einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohltätig auf ihr Zeitalter zu wirken."[2])

Bald lernte sie Süvern selbst kennen; aber sein Lob über ihr geschichtliches Urteil wies sie als unbegründet zurück. Die wahrheitsliebende und der Schmeichelei nicht zugängliche Königin schrieb ihrer Schwester Friederike: „Ich habe ihm geantwortet, daß mein Beifall unmöglich Wert für ihn, den Kenner, haben könne. Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Tränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen werde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören, daß Wahrheit mir über alles geht und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe."[3])

Am längsten fesselten die Königin unter den Herrschern der deutschen Vorzeit Theoderich und Karl der Große. Über sie schrieb sie ihrer Schwester Friederike:[4]) „Karl steht lebhaft vor mir in aller seiner Größe, Glanz und Tapferkeit; er zieht mich lebhaft an, aber minder als Theoderich. Dieser war ein echter Deutscher, und seine Gerechtigkeitsliebe, die Geradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemüts und die Großmut seines Herzens bezeugen es. Der Charakter Karls des Großen trägt schon ein Gepräge des Frankentums, welches mich

[1]) Scheffner a. a. O. S. 291.
[2]) Braun a. a. O. S. 123 u. 124.
[3]) Frau v. Berg a. a. O. S. 341.
[4]) Frau v. Berg S. 340, Braun S. 135.

etwas abschreckt."[1]) Das Studium der Geschichte stärkte die Hoffnung der Königin Luise, daß das Gute endlich den Sieg davontragen und auch Preußen sich von seinem Falle zu neuer Macht erheben werde; außerdem bereicherte die Königin ihr Wissen, das in der Geschichte infolge des mangelhaften Jugendunterrichts jener Zeit bedeutende Lücken aufwies. Auch sonst benutzte sie jede Gelegenheit, ihre Bildung zu fördern. Manchen Fragen, „wie die Königin sie von der Art hat",[2]) gerichtet gewöhnlich bei Tafel an die Prinzen-Erzieher, verdankte auch Delbrück viel,[3]) da er sich oft gezwungen sah, Studien zu machen, um am nächsten Tage genauere Nachrichten geben zu können. Fragen über Asbest, die Stadtteile Roms, Brasilholz, Dnjepr, Kosaken, Tataren, Karmin, Cochenille, Ebenholz, über die bedeutendsten Mineralogen, über Naphtha und Baku, den Magneten und die magnetische Kraft und vieles andere gingen aus der Lektüre oder Unterhaltung hervor. Als die Nachricht kam, daß der Kosakenhetman Platow Kamele als Geschenke sende, wurde eingehend über ihre Verbreitung, Bedeutung u. s. w. „mancherlei" gesprochen. Ein anderes Mal (9. Juni 1809) war die Königin des Lobes voll über die deutsche Rede, die Ancillon bei der Wahl der Stadtverordneten zu Berlin gehalten hatte; sie enthalte Stellen, die der Kronprinz abschreiben und lernen müsse.[4]) So war die Unterhaltung bei Tische bisweilen lebhaft und anregend, wenn nicht Krankheit oder der Druck der politischen Verhältnisse die Majestäten bedrückte.

Ferner wohnte Luise physikalischen Versuchen bei, die im Unterricht ihrer Söhne mit der Luftpumpe, mit Elektricität, dem künstlichen Gefrieren und der Gewinnung von Stickluft unternommen wurden. An ihrem Geburtstage 1808 pries sie die Gedichte Max v. Schenkendorfs[5]) und sprach nach Jahresfrist „sehr gut" über Kotzebues Geschichte von Preußen.

Ganz besonders lag ihr die Erziehung ihrer Kinder am Herzen. Es bekümmerte Luise, daß ihr reichbegabter[6]) ältester Sohn leicht übler

---

[1]) Karl der Große erschien der Königin wohl darum nicht als der erste Held der deutschen Vorzeit, weil Napoleon, dessen wahren Charakter sie seit den Tilsiter Tagen kennen gelernt hatte, sich wiederholt als der Nachfolger Karls des Großen hinstellte.

[2]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, 404.

[3]) Ebenda S. 115.

[4]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, 223.

[5]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, 479.

[6]) Sein großes Zeichentalent zeigt seine Federzeichnung „Patroklus vor den Trojanern gerettet" bei Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 432 und 433.

Laune war, daß ferner sein Benehmen bisweilen nicht verbindlich genug war und er in seiner Lebhaftigkeit leicht von einer Idee zur anderen absprang,[1]) auch bei Tafel nicht immer die nötige Ruhe zeigte. Sie besprach sich über die Erziehungsweise mit Stein. Der Minister hielt Delbrück für einen Mann von sehr gewöhnlichem Geiste und für einen trockenen, pedantischen Lehrer, der nicht die Mittel besaß, um seines Zöglings Lebhaftigkeit zu befriedigen und dessen Einbildungskraft zu leiten. Diesem Urteile stimmte die Königin bei und wünschte Herrn v. Knesebeck zum Hofmeister und Professor Ancillon in Berlin zum Lehrer ihres Sohnes vorschlagen zu können.

Stein weilte im März 1808 in Berlin, hatte mit beiden Herren Unterredungen und meldete der Königin die Bereitwilligkeit Ancillons zur Übernahme der Stellung. Nach seiner Heimkehr ließ er am 12. Juli Delbrück zu sich bitten und eröffnete ihm, der König sei gesonnen, dem Kronprinzen einen militärischen Gouverneur zu geben, da seiner Erziehung eine bestimmte Richtung auf diejenigen Eigenschaften gegeben werden müsse, die der Regent als ausschließlicher Leiter der militärischen und politischen Verhältnisse des Staates besitzen müsse.[2])

Delbrück, in seiner Eitelkeit verletzt, wollte aber seine Stellung nicht aufgeben und stellte dem Kronprinzen vor, daß nur durch sein Betragen die geplante Änderung bewirkt werden solle, und wirkte auf sein weiches Gemüt ein, so daß der Zögling für seinen Lehrer ein gutes Wort einlegte!

Am 9. August überreichte Stein dem Könige die ganze Angelegenheit zur Entschließung. Da Herr von Knesebeck krank war, riet er, „zum Oberhofmeister einen verständigen, sittlichen, alten Offizier, z. B. General v. Diericke, zu nehmen, der dem Guten zustimmt und das Böse weder tut noch begünstigt; in Ansehung der eigentlichen Erziehung würde man sich allein auf den Professor Ancillon verlassen.“[3])

Es ist bezeichnend für den Charakter Delbrücks, daß er auch jetzt noch nicht abtreten wollte, vielmehr die Königin und den Minister Stein bat, den Kronprinzen bis zu seinem 15. Lebensjahre unterrichten zu dürfen. Um einen kräftigen Fürsprecher für seinen Wunsch zu gewinnen, wandte er sich an Scheffner, auf dessen Rat die Königin viel gab, und bat um seine Unterstützung. Scheffner billigte aber die Ersetzung Delbrücks durch Ancillon, bat jedoch in einem Schreiben

---

[1]) S. 230 oben: Schreiben der Königin an ihren Bruder; Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 147.

[2]) Pertz: Das Leben Steins II, 171 und 172.

[3]) Das Faksimile des Schreibens bei Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 32.

vom 13. September 1808 die Königin um eine milde Entlassung durch S. Majestät selbst, „indem ein Bescheid durch jede andere Behörde dem Delbrück, dem Eure Königliche Majestät doch gewiß nicht gern weh tun wollen, minder schonend vorkommen würde.“[1])

Als Stein im November aus dem Ministerium scheiden mußte, beschlossen die Majestäten, Delbrück in seiner Stellung zu lassen, bis sie nach Berlin übersiedeln würden, und ernannten erst Ende Februar 1809 den General v. Diericke zum Oberhofmeister. Delbrück selbst bewies, daß Steins Urteil über ihn nicht zu hart war. Als am 4. März 1809 ein Ball der Offiziere im Deutschen Hause stattfand, dem auch die Königin beiwohnte, sagte der König kurz vor dem Weggehen zu Delbrück mit einnehmender Freundlichkeit: „Nun, Diericke hat seinen Einzug gehalten?“ „Ja“, lautete die kurze Antwort. „Es ist doch alles gut abgegangen?“ „Ja!“ „Nun, er ist ein respektabler Mann.“ Delbrück, von seiner eigenen Bedeutung in unglaublicher Weise durchdrungen, antwortete: „Das höre ich von allen Seiten; auch scheint er mir ziemlich gesund.“[2]) Er hatte nicht einmal das Gefühl, eine ungezogene Antwort gegeben zu haben, denn er schrieb in sein Tagebuch: „Der König brach so schnell ab, daß es mir schien, als habe er es übel angenommen.“

---

80. Die Fahnenweihe der Garde und Schills Aufenthalt in Königsberg.

Unter den Bemühungen um den Wiederaufbau des Staates, die naturgemäß den meisten verborgen blieben, erweckten zwei Ereignisse allgemeinere Aufmerksamkeit. Das Garde-Bataillon erhielt am 24. April 1808 neue Fahnen. Am Tage zuvor fand eine Vorfeier der Fahnenweihe statt, zu der der König Einladungen erlassen hatte. Man speiste an zwei Tafeln; an der des Königs nahmen alle Offiziere und Junker nebst dem Unterstabe der Fußgarde Platz, an der Marschallstafel die vier Feldwebel und von jeder Kompagnie ein Unteroffizier und 10 Gemeine. Der König trank auf das Wohl des Bataillons, die Gemeinen erwiderten dies durch dreimaliges Vivat, während God save the king gespielt wurde. Dies rührte alle, die Königin aber bis zu Tränen. In dieser wehmütigen Stimmung verharrten sie auch nach der Tafel, als die Nägel der Fahnen eingeschlagen wurden.

---

[1]) Faksimile des Schreibens Scheffners bei Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 48.
[2]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 167.

Auch Prinzessin Wilhelm war Taufzeugin, und nach ihr bekamen den Hammer zuerst der Kronprinz, dann Prinz Friedrich und darauf alle Geschwister bis auf Alexandrine. Den Offizieren, die ihren Dank abstatteten, sowie auch den Gemeinen sagte der König wenige, aber kräftige Worte.[1])

Am Sonntag den 24. April fand die Fahnenweihe selbst statt. Die Feier begann mit Kirchenparade und Gottesdienst in der Schloßkirche. Hierauf schloß die Garde einen Kreis auf dem Schloßplatze. Der Propst hielt eine kurze Rede und das Gebet, während das Gewehr präsentiert wurde, und der Auditeur verlas nach einigen kräftigen Worten den Eid, welchen jeder einzelne laut und vernehmlich nachsprach. Dann formierte sich wieder eine Linie; die Prinzen, geschmückt mit ihren Ordensbändern, traten ein, und der König hielt die Musterung ab. Die Truppen salutierten feierlich die Königin, die auf dem Balkon stand, und wiederholten dies beim Vorbeimarsch; dann trat die Wache voran, und die Fahnen wurden mit dem gewöhnlichen Marsche in die Fahnenkammer gebracht.[2])

Am 7. Mai 1808 erschien auf der Wachtparade Schill und wurde mit dem Prinzen Heinrich, mit Scharnhorst, Gneisenau u. a. zur Königlichen Tafel gezogen. Am nächsten Tage stellte er einen seiner Scharfschützen vor. Der gefeierte Mann wurde von den Majestäten auch noch am 10., 13., 17. und 21. Mai geladen, und am 13. „debattierte" der König viel mit ihm. Am Abende dieses Tages hielt Schill einen Vortrag, doch war „an dem schriftlichen Bericht und den mündlichen Zusätzen viel Verworrenheit sichtbar". Am 21. Mai „empfahl er sich unter vieler Wehmut"; und bei Hofe belebte am Abende ein Bild Schills anfangs die Unterhaltung.[3]) Man erwartete eben Großes von ihm für die Zukunft.

81. Die Stiftung des Tugendbundes.

Die Versuche Steins, den preußischen Staat von Grund aus umzugestalten, ihm wieder Mut und Selbstvertrauen und Bereitwilligkeit zu jedem Opfer einzuflößen, suchten edle Männer dadurch zu unterstützen, daß sie in seinem Sinn veredelnd auf das Volk einwirkten.

In Königsberg war der Boden für derartige Bestrebungen schon vorbereitet. In der „Königlichen Deutschen Gesellschaft" lebte der

[1]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 507.

[2]) Delbrück ebenda S. 508.

[3]) Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 518.

edle Sinn opferwilliger patriotischer Begeisterung.[1]) Ihr gehörte Professor Dr. Lehmann, Rektor der Kneiphöfischen Kathedralschule, an, der am 16. April 1808 mit neun Männern den sogenannten Tugendbund[2]) gründete. Diesen Namen hat der Verein jedoch nicht geführt, vielmehr nannte er sich nach Lehmanns Vorschlage „Tugendverein" und nach dem Abdruck seiner Satzungen[3]) im Juni 1808 „Gesellschaft zur Übung öffentlicher Tugenden" oder „Der sittlich wissenschaftliche Verein".

Zweck des Vereins war Wiedergeburt des zertrümmerten Vaterlandes. Er wollte „echte Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an unsern guten und gerechten König und dessen ganzes erlauchtes Haus, Gemeinsinn und Gemeinwohl befördern und insonderheit auch die Maßregeln der Regierung zur Beförderung der öffentlichen Tugenden unterstützen."[4])

Bärsch,[5]) Leutnant und Adjutant im Husarenregiment von Schill, Grolmann,[6]) Boyen, den Gneisenau zum Eintritt veranlaßt hatte, strebten danach, daß der Tugendbund eine Volksbewaffnung und den dazu nötigen Geist im Volke vorbereiten solle, hüteten sich aber wohl, ihren Hauptzweck, nämlich Widerstand gegen Frankreich, in den Satzungen auszusprechen.

Die Tätigkeit des Vereins erstreckte sich auf sechs Abteilungen:[7]) 1) Erziehung, 2) Volksbildung, 3) Literatur und Kunst, 4) Volkswohlstand, 5) äußere Polizei, 6) innere Polizei und Ausbreitung. Die körperliche Erziehung sollte eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiten. Daher drang man auf Einführung der Gymnastik in den Schulen und auf die Belustigung der Bürger durch Scheiben- und Freischießen. So wollte der Verein die Wehrhaftigkeit Preußens vorbereiten.

Eine überaus segensreiche Tätigkeit entfaltete er sogleich nach seiner Gründung durch die Errichtung einer Speiseanstalt für Arme. Da der Handel darniederlag, Erwerb und Geldumlauf stockten, war die Zahl der Armen und Beschäftigungslosen groß. Damit aber

---

[1]) Paul Stettiner: Der Tugendbund. Königsberg i. Pr., Hartungsche Buchdruckerei 1904, S. 8.

[2]) Lehmann: Der Tugendbund. Berlin, Haude & Spener, 1867, S. 3.

[3]) Ebenda S. 149ff.

[4]) Ebenda S. 5.

[5]) Bärsch: Ferdinand von Schills Zug und Tod im Jahre 1809. Leipzig, Brockhaus, 1860, S. 21—23.

[6]) Ebenda S. 66.

[7]) Lehmann: Der Tugendbund, S. 169.

die Faulheit nicht belohnt werde, sollten zunächst nur die Krüppel, unvermögenden Greise und die Kranken durch Suppen eine Stärkung erhalten, andere Arme nur dann, wenn sie eine Bescheinigung ihres Predigers, Armen-Vorstehers oder Polizeibeamten vorlegten. Durch einen Aufruf an die wohlhabenderen Bürger erlangte der Verein die Mittel zur Durchführung dieses Planes.

Der Tugendbund gründete in allen Provinzen Zweigvereine. Zu seinen Gegnern gehörten anfangs die Freimaurer, da sie in ihm einen neuen Geheimorden vermuteten, vor allen aber jene Menge von Adligen, die die Reformen Steins und Scharnhorsts bekämpften und gegen die verdienstvollen Männer, die den Staat auf neuer Grundlage aufzubauen suchten, mit allen Mitteln, erlaubten und gehässigen, beim Könige Sturm liefen, sagt Boyen.[1]) Ihnen waren Anhänger der Reform, Feinde Frankreichs und Tugendfreunde dasselbe.

Die großen Männer der Tat haben dem Tugendbunde nicht angehört. Wohl aber waren seine Bestrebungen, Hebung der Bildung und Wohlfahrt des Volkes, Annäherung der Stände u. s. w., Stein willkommen, und er hoffte von ihm einen guten Einfluß auf die öffentliche Meinung. Graf von Götzen sandte lobende Berichte über die Tätigkeit des Vereins aus Schlesien. Scharnhorst und Gneisenau haben ihn nicht befehdet, sondern befördert, hielten ihn aber in der Organisation für unbrauchbar und hätten ihn im Falle der Gefahr nicht unmittelbar herangezogen.[2])

Daß die Königin Luise dem Verein hold war, bezeugt sein Oberzensor Wilhelm Traugott Krug in seiner geschichtlichen Darstellung des Tugendbundes 1816: „Frauen waren der Mitgliedschaft unfähig, obwohl manches edle Weib und selbst eine hochgefeierte, für alles Schöne und Gute empfängliche, leider zu früh verstorbene Fürstin durch Gesinnung oder Tat dem Vereine befreundet war![3])

---

[1]) Friedrich Nippold: Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann v. Boyen. Leipzig, S. Hirzel 1889, 1. Teil, Seite 344.

[2]) Stettiner a. a. O. S. 34.

[3]) Wilhelm Traugott Krug: Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und anderer angeblicher Bünde. Leipzig, Heinrich August Köchly, 1816, S. 19.

82. Eine patriotische Veranstaltung junger Dichter zu Königsberg in Gegenwart der Königin.

Die Bestrebungen zur Wiederaufrichtung und Befreiung des Staates erfüllten die Seele der Königin mit Freude. Dies zeigte sich auch äußerlich gelegentlich einer Aufführung. Um für ein armes Fräulein eine Ausstattung zu beschaffen, hatten Max von Schenkendorf, der in der Familie des Landhofmeisters von Auerswald als Hauslehrer und Hausmeister Aufnahme gefunden hatte, und sein Freund Ferdinand Freiherr von Schrötter einen schönwissenschaftlichen Abend veranstaltet, zu dem sie Gedichte und Abhandlungen geliefert hatten. Der Hof, mit Ausnahme des Königs, hatte sich eingefunden. Eine der vorgetragenen Dichtungen trug die Überschrift „Vertrauen". In den Klängen war wieder Balsam für das gedrückte Herz. In der Erkenntnis, daß die jungen Schriftsteller sich von einer segensvollen, glücklichen Lösung der schmerzvollen Verhältnisse innigst überzeugt hielten, konnte Luise ihre Rührung nicht bemeistern und vergoß Tränen.

Einige Anwesende hatten aber nichts Schleunigeres zu tun, als diese staatsgefährlichen Unternehmungen und der Königin Gefühle höheren Orts sofort zu melden. Als die hohe Frau mit den Prinzessinnen den Saal verlassen hatte, erfuhr sie sogleich nach ihrer Ankunft auf dem Schlosse, daß der König, unwillig und erregt, vom Vorgefallenen genau unterrichtet sei und eine Anzeige an Napoleon befürchtete. Aber der französische Konsul Clérembault verhielt sich ruhig, und die Königin ließ den Dichtern, die das Ärgernis gegeben hatten, melden, daß sie ihre Gnade nicht verloren hätten.[1])

---

38. Der Krieg in Spanien. Der Pariser Vertrag vom 8. September 1808.

Als die Engländer nach dem Frieden zu Tilsit erkannten, daß alle Ostseeländer der Festlandssperre sich anschließen und ihre Flotten Napoleon zur Verfügung stellen sollten, sandten sie ohne Kriegserklärung am 16. August 1807 ein Geschwader von 36 Kriegsschiffen gegen Kopenhagen und landeten zugleich 30 000 Mann. Zu Wasser und zu Lande furchtbar beschossen, so daß 28 Straßen eingeäschert und 2000 Menschen getötet wurden, mußte sich die Hauptstadt Dänemarks ergeben, ihre gesamte Flotte ausliefern und ihren Kriegshafen den Engländern einräumen.

---

[1]) A. Hagen: Max v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten. Berlin, R. Decker, 1863, S. 59.

Diese Gewalttat, die bisher nur ein Napoleon zu begehen fähig gewesen wäre, hatte einen allgemeinen See- und Handelskrieg zur Folge.

Napoleon wollte dem englischen Handel dadurch den empfindlichsten Schlag versetzen, daß er ihn auch von der Pyrenäen-Halbinsel ausschloß. Von Lissabon aus verbreiteten sich die englischen Waren durch Portugal und Spanien, ja sogar nach dem südlichen Frankreich. Der Kaiser verlangte daher von Portugal die Schließung seiner Häfen, Beschlagnahme aller englischen Waren und Gefangennahme aller Engländer. Spanien, das nach dem Frieden zu Basel ein „unauflösliches Schutz- und Trutzbündnis" mit Frankreich geschlossen hatte, unterstützte diese Forderung.

Als der Kronprinz Johann von Portugal, der für seine geisteskranke Mutter die Regierung führte, dem Verlangen Napoleons nicht entsprach, rückten am 18. Oktober 1807 20 000 Franzosen ein, und der Moniteur vom 13. November erklärte: „Der Regent von Portugal verliert den Thron. Der Fall des Hauses Braganza ist ein neuer Beweis für den unvermeidlichen Untergang derjenigen, die sich an England anschließen." Unfähig zum Kampfe gegen die Übermacht suchte Johann mit der ganzen königlichen Familie jenseits des Ozeans in der portugiesischen Kolonie Brasilien eine Zufluchtsstätte, während die Franzosen in Lissabon einrückten.

Jetzt dachte Napoleon daran, auch Spanien durch Absetzung der Bourbonen und Erhebung eines Mitgliedes seiner Familie auf den Thron von Madrid noch fester an sich zu ketten.

In Spanien regierte Karl IV. in völliger Abhängigkeit von seiner Gemahlin, Maria Luise von Parma, die dem Minister Manuel Godoy in leidenschaftlicher Liebe ergeben war. Gegen die Königin und ihren Günstling, den „Friedensfürsten", bildete sich im Jahre 1807 eine Verschwörung, die weite Kreise umspannte. Als nun im Dezember 1807 und Januar 1808 50 000 Franzosen unter Murat in Spanien einrückten, angeblich um eine Landung der Engländer in Cadix zu verhüten, wurden sie als vermeintliche Freunde des Kronprinzen Ferdinand mit Jubel begrüßt, und ein Volksaufstand zwang Karl IV., seinen Minister zu entlassen und zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.

Um nun Napoleons Gunst zu erlangen, reiste Ferdinand nach Bayonne. Hierher ließ aber der Kaiser auch den König Karl, der auf Murats Rat seine Abdankung widerrufen hatte, nebst der Königin kommen und zwang Ferdinand durch die Drohung, ihn als Urheber der Unruhen zu verhaften, zu Gunsten seines Vaters zu verzichten.

Karl IV., der bei der herrschenden Volksstimmung nach Spanien nicht zurückkehren konnte, legte hierauf die Krone in die Hände Napoleons, und der Kaiser übertrug sie am 6. Juni 1808 seinem Bruder Joseph. Neapel kam an Murat. So glaubte Napoleon von der Straße von Gibraltar bis in die Ostsee das Festland Europas gegen England gesperrt zu haben.

Welch einen Eindruck die neue Gewalttat Napoleons auf die Fürsten und Völker Europas machte, zeigt uns ein Brief der Königin Luise an ihre Freundin Frau von Berg:[1]) „Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europas ruht? ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? . . . . . Ach mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt? Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden.“

Um den Willen der Völker hatte sich Napoleon bei seinen staatlichen Schöpfungen nie gekümmert. Jetzt sollte er zum ersten Male erfahren, was die Leidenschaft eines ganzen Volkes vermochte. Als nämlich das tückische Vorgehen des Kaisers in Spanien bekannt wurde, erfüllte heißer Grimm aller Herzen; Adel und Geistlichkeit, Bürger und Bauern erhoben sich, vernichteten mehrere französische Heere und zwangen dadurch Joseph, von Madrid an den Ebro zurückzugehen. Auch die Engländer befreiten Portugal und drangen nach Spanien vor.

Die Nachricht von diesen Ereignissen erzeugte in Europa eine ungeheure Erregung. Ein Volkskrieg, so meinte man, müsse gleiche Erfolge in allen unterdrückten Völkerschaften ermöglichen. In Österreich, in Preußen, in Westfalen gärte es; die Stunde der Erhebung hielten viele gekommen.

Die Schöpfer der Neuordnung des preußischen Staates in politischer und militärischer Hinsicht, Stein und Scharnhorst, hofften auf eine gemeinsame Erhebung Österreichs und Preußens. Im Kaiserstaate an der Donau bereitete Stadion alles zum Kampfe vor. Die preußische Kriegspartei verhandelte insgeheim mit der Hofburg und erklärte, Preußen werde bei der ersten günstigen Gelegenheit zu den Waffen greifen.

---

[1]) Frau von Berg a. a. O. S. 338 u. 339.

Stein war bereit, die günstige Gelegenheit zum Kampfe nicht vorübergehen zu lassen. Seine Ansichten äußerte der Minister am 15. August 1808 in einem Schreiben an den russischen Fürsten von Sayn-Wittgenstein, der in Dobberan weilte. Darin kamen folgende Sätze vor: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte und diese wieder mit anderen in Verbindung setze. Sollten Ew. Durchlaucht mir hierüber Eröffnungen machen können, so bitte ich Sie, mir H. Koppe oder sonst einen vertrauten Mann wieder herzuschicken. — Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten glauben sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten. Man sieht hier den Krieg mit Österreich als unvermeidlich an. Dieser Kampf würde über das Schicksal von Europa entscheiden und also über unseres. Welchen Erfolg erwarten Ew. Durchlaucht? Es ließen sich Pläne, die man im Frühjahr 1807 hatte, jetzt erneuern . . . . Daß die Frau von U. ganz ihrer ersten Idee entsagt hat, ist nicht gut; und (es) würde der K.[1]) der Umgang mit einer gebildeten und durch Erfahrung und Leiden erprobten Dame von größtem Nutzen gewesen sein.“[2])

Der im Briefe erwähnte Assessor Koppe, ein Beamter des Ministeriums, hatte am 16. August Königsberg verlassen, um sich über Berlin nach Dobberan zu begeben und das Schreiben zu überbringen. In der Nähe von Berlin auf der Straße nach Tegel wurde er aber, infolge Verrats aus Königsberg, auf Befehl des Marschalls Soult, des Oberbefehlshabers der französischen Armee in Preußen, von französischen Gendarmen überfallen und seiner Papiere beraubt.[3])

Der Berliner Telegraph und der Moniteur zu Paris brachten den Text des Briefes mit einer kurzen Einleitung über die „Denkungsart des preußischen Ministeriums“. „Das ist die letzte Staffel unsres Unglücks,“ schrieb entsetzt die Gräfin von Voß[4]) und fügte noch hinzu:

[1]) = Königin.

[2]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 231—233.

[3]) Paul Hassel a. a. O. I, S. 244. Koppe kam zunächst in den Kerker von Fort Joux, dann nach Dijon. (Nach den Freiheitskriegen wurde er Generalkonsul in Mexiko. (Pertz: Das Leben Steins II, S. 235.)

[4]) a. a. O. S. 338.

„Die Königin ist trostlos, der König wütend über dies neue Mißgeschick.“ Die Feinde Steins forderten laut seine Entlassung.

Steins Brief sollte bald seine Wirkung äußern. In Paris bemühte sich Prinz Wilhelm seit dem 8. Januar 1808 vergeblich, den Abmarsch der Franzosen aus Preußen zu erlangen. Was er nicht erreichen konnte, das bewirkte der Krieg in Spanien. Am 11. August 1808 legte der Minister Champagny dem Prinzen einen Vertragsentwurf vor, der den Abzug des französischen Heeres zusicherte, aber unter so drückenden Bedingungen, daß sowohl Prinz Wilhelm als der Gesandte Baron Brockhausen die Annahme verweigerten. Da zeigte ihnen Champagny am 3. September 1808 den aufgefangenen Brief Steins, und der Moniteur veröffentlichte ihn am 8. September. In der Besorgnis, der wutschnaubende Kaiser möchte unter Hinweis auf die feindseligen Stimmungen in Preußen den Tilsiter Frieden für gebrochen erklären, unterschrieb nun der Prinz den Vertrag. „Zurückgekehrt zum offenen Kriegszustande wider uns,“ meldete er seinem königlichen Bruder, „konnte Napoleon unsre Festungen schleifen, unsre Wälder niederreißen, unsre Domänen unter die Grafen des Kaiserreichs verteilen, die reichsten und angesehensten Personen als Geiseln fortschleppen, den Bankrott der märkischen Staaten beschleunigen, mit einem Wort, den Ruin unsrer Provinzen vollenden, oder er konnte, indem er damit drohte, dem System der Kleinstaaten Anhänger verschaffen,[1]) einem System, das jetzt wenigstens vertagt ist.“[2])

Die Pariser Konvention vom 8. September 1808 setzte die zu zahlenden Kriegskosten auf 140 Millionen Frank fest — also ungefähr wie vor Jahresfrist. Alles, was während dieser Zeit die Regierung und die Stände der Provinzen an Kriegsschulden in bar entrichtet oder an Lieferungen für die französische Armee geleistet hatten, war damit verloren.[3]) Bis zur Zahlung der geforderten Summe, so bestimmte ferner der Vertrag, bleiben die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau von 10000 Franzosen besetzt, das übrige Preußen wird 30 bis 40 Tage nach dem Austausch der Genehmigung des Vertrages (8. Oktober) von den Franzosen geräumt. Außerdem werden sieben Militär- und Etappenstraßen zur Verbindung von Sachsen und von Magdeburg mit den Oderfestungen, dem Herzogtum Warschau und

[1]) D. h. auch Preußen durch Gebietsabtretungen zu einem Kleinstaate erniedrigen.

[2]) Der französische Text seines Schreibens bei Paul Hassel a. a. O. S. 487.

[3]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 222.

Danzig durch Preußen gelegt. Der König mußte ferner eine Strecke Landes rechts von der Elbe bei Magdeburg abtreten und in einem geheimen Artikel (als Pfand für die zukünftigen Absichten Preußens) versprechen, in den nächsten 10 Jahren nicht mehr als 42000 Mann unter Waffen zu halten und im Falle eines Krieges zwischen Österreich und Frankreich 12000 Mann zu Napoleons Armee stoßen zu lassen. Auch die Bildung einer Landwehr und die Volksbewaffnung wurden untersagt. Schließlich sollte sich der König verpflichten, alle Beamten aus abgetretenen Provinzen zu entlassen.

Als dieser Vertrag nach Königsberg gelangte, erklärte Stein ihn für unannehmbar. Er wiederholte seinen Rat, sich Österreich anzuschließen, alle Mittel zum Kampfe mit Entschlossenheit und größter Kühnheit vorzubereiten und beim Kriegsausbruch die französischen Ketten zu brechen; dringend bat er, „die Anhänger der einen oder der andern, dem gefaßten Entschlusse entgegengesetzten, Meinung zu entfernen“.[1])

Der König mißtraute aber der Opferwilligkeit seines Volkes und Österreichs Zuverlässigkeit und erklärte Stein, Scharnhorst und Gneisenau, er wolle nur im Bunde mit Rußland zu den Waffen greifen.[2])

84. Der Kongreß zu Erfurt.

Die letzte Hoffnung des Königs, Alexander werde das Pariser Abkommen vom 8. September 1808 nicht zulassen, weil es gegen den Tilsiter Frieden verstoße, schlug fehl, da Napoleon jetzt den russischen Kaiser durch Begünstigung seiner Orientpläne gewann. Die Teilung der europäischen Türkei blieb die Sehnsucht Alexanders und beeinflußte seine Politik.

Seit der Erhebung der Spanier hatte sich Kaiser Franz dem Kaiser von Rußland wieder genähert, und Preußens König meldete ihm, er sei geneigt, mit Österreich gemeinsame Sache zu machen. Wenn Alexander sich jetzt mit diesen Staaten und England verband, dann konnten die Ketten zerrissen werden, mit denen Napoleon die Völker gebunden hatte.

Der französische Kaiser erkannte seine gefahrvolle Lage. Er verdankte seine weltbeherrschende Stellung der Lähmung Österreichs, der Zertrümmerung und Knebelung Preußens und der Freundschaft Rußlands. Zur Wiederherstellung seines Ansehens in Spanien bedurfte

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 249.

[2]) Ebenda S. 210.

er seiner in Preußen stehenden Kerntruppen. Österreich und Preußen mußten außerdem in Schach gehalten werden, solange er auf der Pyrenäischen Halbinsel beschäftigt war. Da dies nur Rußland vermochte, so suchte er es unbedingt für sich zu gewinnen.

Napoleon hatte im Jahre 1807 seinem Vertrage zu Tilsit gemäß einen Waffenstillstand zwischen der Türkei und Rußland vermittelt, wonach beide Staaten ihre Truppen aus den Donaufürstentümern herausziehen sollten. Da aber die Russen die Moldau und Walachei besetzt hielten, hatte Napoleon erklärt, er könne in die Besitznahme nur dann willigen, wenn er die preußische Provinz Schlesien zum Ausgleich erhalte. Entrüstet lehnte Alexander die Nachbarschaft Frankreichs und eine Erwerbung türkischer Gebiete auf Kosten Preußens ab. „Ich kann nicht in die Teilung der Beute eines unglücklichen Fürsten willigen, dessen Wiedereinsetzung Napoleon vor Frankreich und vor Europa als einen Akt der Rücksichtsnahme auf meine Person bezeichnet hat." [1])

Zu einem Bruch kam es aber zwischen beiden Herrschern nicht, da Alexander im Jahre 1808 auf Napoleons Rat einen Krieg mit Schweden begann, um Finnland zu erobern. Helsingfors wurde nach geringem Widerstande genommen, Sweaborg belagert. Als aber russische Abteilungen ins Innere des dünn bevölkerten Landes vordrangen, gebrach es ihnen an Vorräten und Transportmitteln, und es trat ein, was man in Paris vorhergesehen hatte: Rußland hatte einstweilen mit dem Kriege gegen Schweden vollauf zu tun, es konnte nicht daran denken, seine Eroberungspläne an der Donau weiter zu verfolgen. [2])

Im Sommer 1808 erhielt aber Alexander eine Einladung zu einer mündlichen Besprechung und Beilegung aller streitigen Punkte. Um trotz seiner mißlichen Lage seine orientalischen Pläne verwirklichen zu können, widerstand Alexander den Mahnungen Österreichs und Preußens und schlug Napoleon eine Zusammenkunft in Erfurt vor. Als Tag seiner Ankunft gab er den 27. September an.

Am Abend des 18. September traf Alexander in Königsberg ein. Er verweilte zwei Tage und besprach sich mit dem Könige und Stein. Der Minister riet ihm dringend zu einem Bündnisse mit Preußen und Österreich, um Deutschland, ja Europa zu befreien, während Frankreich mit Spanien beschäftigt sei. Seine Vorstellungen machten zwar Eindruck auf Alexander, vermochten ihn aber nicht von seiner vorgefaßten

---

1) Paul Hassel a. a. O. S. 89.

2) Ebenda S. 150.

Meinung loszureißen. Er empfahl dem Könige Geduld und Abwarten günstigerer Umstände, versprach auch, sich für eine Ermäßigung der französischen Forderung zu verwenden,[1]) und reiste am Abende des 20. September weiter.

Am Vormittage des 27. September traf Napoleon, begleitet von seinen berühmtesten Marschällen, Kammerherren und Ministern, in Erfurt ein,[2]) am Nachmittage Alexander. Alle Glocken erklangen bei ihrem Einzuge, alle übertönt von der mächtigen Maria Gloriosa, damals der größten und schönsten Glocke Deutschlands. Alle Rheinbundfürsten erschienen entweder selbst, um ihrem Beschirmer ihre Ehrerbietung zu bezeugen, oder ließen sich durch ihre Thronerben vertreten. Gegenseitige Besuche, Truppenbesichtigungen, Mahlzeiten und Theatervorstellungen wechselten mit einer gewissen Regelmäßigkeit ab, wie teilweise im Jahre zuvor in Tilsit.

Napoleon hatte die berühmten Schauspieler des théâtre français aus Paris nach Erfurt beordert; sie sollten vor einem „Parterre von Königen" solche französische Tragödien spielen, in denen Helden durch Tapferkeit und hohe Geistesgaben über die gewöhnlichen Menschen weit hervorragten und eine Anspielung auf Frankreichs Kaiser ermöglichten. Als bei der Aufführung von Voltaires Ödipus Talma in der Rolle des Ödipus an seinen Freund die Worte richtete:

„Die Freundschaft eines großen Mannes ist
Geschenk der Götter"

erhob sich Alexander und reichte Napoleon die Hand. Lauter Jubel lohnte dem Herrscher des Ostens für dieses Zeichen seiner Zuneigung zu seinem Bundesgenossen. Dieser Augenblick erschien vielen als der Höhepunkt der Kaisertage.

Während Napoleon von allen Fürsten nur dem Kaiser Alexander mit ausgesuchter Höflichkeit begegnete, beschied er die Weimarer Dichterfürsten zu einer Audienz. Am 2. Oktober begrüßte er Goethe mit der Anrede: „Vous êtes un homme!" und brachte dann das Gespräch auf die tragische Poesie und auf Werthers Leiden. „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und Völker sein. Das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann." Dann forderte er ihn auf, den Tod Cäsars würdiger und großartiger zu schreiben, als es Voltaire gelungen sei. „Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 229.

[2]) Gustav Brünnert: Napoleons Aufenthalt in Erfurt im Jahre 1808. Erfurt 1899, S. 11 ff.

müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen." Wie er es so Goethe nahe legte, Cäsar, d. h. ihn selbst, zu feiern, so suchte er Wieland eine bessere Meinung über die römischen Kaiser beizubringen, da er eine Vergleichung mit Augustus erwartete.

Für den 6. und 7. Oktober wurde der Schauplatz der Festlichkeiten nach Weimar verlegt. Eine Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena schloß sich an. Nicht absichtlos lud Napoleon dazu den Prinzen Wilhelm von Preußen ein.

Diese Gefühllosigkeit soll ihn aus Lebensgefahr befreit haben. In Webicht, einem Gehölz bei Weimar, warteten zwei berittene Preußen auf ihn, um den Feind ihres Landes zu erschießen. Als sie aber den Bruder ihres Königs neben ihm sahen, wagten sie nicht zu feuern.[1])

Am 12. Oktober wurde endlich der Erfurter Vertrag abgeschlossen. Alexander erkannte Napoleons ältesten Bruder Joseph als König von Spanien an. Beide Kaiser gelobten einander, nur gemeinsam mit ihren Feinden Frieden zu schließen, den Krieg mit England fortzusetzen, falls dies nicht Finnland, die Moldau und Walachei als Bestandteile des russischen Reiches und die Neuordnung Spaniens durch Napoleon anerkenne.

Für die Abtretung der Donaufürstentümer versprach Napoleon „seine guten Dienste bei der ottomanischen Pforte anzuwenden," die Waffen aber nur zu ergreifen, falls Österreich der Türkei zu Hilfe kommen sollte. Ebenso verpflichtete sich Rußland, an Österreich den Krieg zu erklären, wenn dies Frankreich angreifen sollte.

Für Preußen tat Alexander wenig, denn er bewirkte nur eine Herabsetzung der Kontribution um 20 Millionen Frank. Alle drückenden Bedingungen der Pariser Konvention vom 8. September 1808 blieben bestehen.

In Erfurt besprach Napoleon schließlich auch seine Ehescheidung mit Talleyrand. Der Minister klopfte bei Alexander an, ob er nicht seine Schwester Katharina Frankreichs Herrscher zur Frau geben möchte. Alexander erklärte sich hierzu gern bereit, aber seine Mutter habe einen großen Einfluß auf ihre Töchter, und er könne ihr nur einen guten Rat geben, den sie vielleicht auch befolgen werde, weiter gehe aber seine Macht nicht. Seitdem verkehrten beide Kaiser vertraulicher als je miteinander.

---

[1]) v. Müffling: Aus meinem Leben. Berlin 1851, S. 27.

Am 18. Oktober, 1 Uhr Mittags, reiste der Kaiser von Rußland ab, begleitet von Napoleon bis zur Stelle seines Empfangs. Hier umarmten sich beide und schieden mit einem Händedruck.

Seit Erneuerung des Bündnisses der beiden Kaiser schien Napoleons Machtstellung gewaltiger als jemals. Dem Könige Friedrich Wilhelm blieb also nichts übrig, als durch den Grafen v. Goltz mit dem Generalintendanten Daru die Konvention vom 6. November 1808 abzuschließen. Preußen mußte als Unterpfand der 120 Millionen Frank 50 Millionen in Wechseln seiner ersten Kaufhäuser zu Breslau, Berlin, Stettin, Elbing, Königsberg und Memel und 70 Millionen in Pfandbriefen übergeben, die in $2^1/_2$ Jahren einzulösen waren. Die im Lande stehenden Franzosen sollten ihre Lagerbezirke zwischen Weichsel und Oder bis zum 22. November und zwischen Oder und Elbe bis zum 5. Dezember räumen. In den Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau blieben französische Garnisonen zurück und mußten auf Kosten Preußens auch ferner unterhalten werden.

Nur ungern räumte Napoleon Preußen. Das ausgesogene Land hatte ihm die Mittel zum spanischen Kriege geliefert, und am 9. März 1809 rühmte sich Napoleon dem Grafen Röderer gegenüber, er habe eine Milliarde aus Preußen gezogen. [1])

85. Steins Rücktritt und Ächtung.

Der härteste Schlag für Preußen war der Rücktritt Steins von den Staatsgeschäften. In Erfurt hatten Napoleon und sein Minister Champagny über den preußischen Minister eine so drohende Sprache zum Grafen v. Goltz geführt, daß dieser dem Freiherrn schrieb, er könne in seiner Stellung als Minister nicht bleiben, ohne den König bloßzustellen und das unglückliche Preußen noch mehr zu schädigen. Er rate ihm, zum Schein dem Ministerium zu entsagen und durch einen zuverlässigen Vertrauensmann insgeheim die Regierung weiter zu führen. Diesen Brief überreichte Stein am 18. Oktober dem Könige, war aber davon überzeugt, daß Napoleon infolge des spanischen Krieges sich nicht mit ihm beschäftigen könne. Für alle Fälle beschleunigte er die Durchführung der zukünftigen Verwaltung, um eine Rückkehr in den verderblichen Gang der früheren Verwaltung unmöglich

[1]) Max Duncker: „Eine Milliarde, welche Preußen Frankreich zahlen mußte", Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde 1871, S. 219, berechnet die Summe auf 1129374217 Frank.

zu machen.[1]) Daher legte er am 28. Oktober den Plan zum Umbau der obersten Verwaltungsbehörden der preußischen Monarchie und Anfang November einen Aufruf an das Volk vor, in dem unter Mitteilung der seit Jahresfrist unternommenen Neuordnungen im Staate eine Weiterführung im bisherigen Geiste verkündet wurde. Er schloß mit den Worten: „Teure Bürger meines Reichs! Ich vertraue fest eurer Liebe, eurer standhaften Treue — vertrauet auch ihr fernerhin eurem wohlmeinenden Könige! Gebet der Welt das schöne Beispiel eines durch Unglück zwar gebeugten, aber um so fester vereinten, um so inniger an seinen Fürsten geschlossenen Volks! Und dem Staate erflehet vom Himmel ein heitres Los, damit er bald werden könne, wie er zu werden strebt, und wir unsre Hoffnungen herrlich erfüllt sehen.“[2])

Da Stein für das sichtbare Haupt der Kriegspartei galt, all sein Tun nur ein Ziel: die Erhebung und Befreiung Deutschlands vom französischen Joche vor Augen hatte, so konnte bei der fieberhaften Erregung des Volkes infolge der Nachrichten aus Spanien der letzte Satz des Aufrufs nur die Deutung zulassen, daß Preußen Schulter an Schulter mit Österreich den Kampf aufnehmen werde. Einer solchen offenen Erklärung verweigerte der König unter dem Eindrucke der Erfurter Ereignisse die Unterschrift. Da bat Stein am 7. November 1808 um seine vollständige Entlassung. Der König weigerte sich jedoch, vor der Zurückkunft des Grafen v. Goltz einen Entschluß zu fassen. Erst als auch Hardenberg in einem ausführlichen Gutachten vom 12. November die Unmöglichkeit der Beibehaltung Steins betont und Graf v. Goltz nach seiner Rückkehr von Erfurt und Berlin bestätigt hatte, daß ein Verbleiben Steins den Vorwand abgeben werde, die Räumung des Landes abermals zu verzögern, entschloß sich der König schweren Herzens, sich von seinem Minister zu trennen. Zuvor befragte er ihn noch über eine Verlegung des Hofes nach Berlin. Stein erwiderte am 22. November, daß die Rückkehr des Königs in seine alte Hauptstadt zwar den Bewohnern zwischen Elbe und Weichsel Ruhe und Zufriedenheit bringen werde, wies aber darauf hin, daß er mit weniger äußerer Unabhängigkeit bei den im folgenden Jahre zu erwartenden großen Ereignissen handeln könne. Ferner müsse sich der König gegen das Einwirken fremder Kabale sichern. „Dinge von der größten Wichtigkeit werden im Innern der Familie gelesen und besprochen, sehr vieles von geringerer

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 241.
[2]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 269.

Bedeutung kömmt des Abends bei dem Teetrinken vor, das Wohnzimmer der Frau v. Voß wird von Besuchern nicht leer, ... und die wichtigsten Dinge werden zu Stadtgesprächen. Es ist nötig, daß der Hof nur aus Personen von vollkommener Rechtschaffenheit und Verschwiegenheit bestehe, die es verdienen, dem Regenten nahe zu stehen."[1])

Am 24. November unterzeichnete noch Friedrich Wilhelm III. Steins „Verordnung, die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörde in der preußischen Monarchie betreffend". An demselben Tage entschloß sich aber auch der König, seinem Minister die nachgesuchte Entlassung zu erteilen. In einem eigenhändigen Schreiben gab er dem Gefühle des Bedauerns über das Scheiden des großen Mannes Ausdruck: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, sowie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugtuung und Beruhigung gewähren."[2])

Nachdem nun der feste Grund zu einer besseren Ordnung der Dinge gelegt und die Wiederkehr der alten Übel für immer verhindert war, legte Stein seine Stelle nieder. Der König vollzog seine förmliche Entlassung: „Mein lieber Staatsminister Freiherr vom Stein. Da die Nachsuchung Eurer Dienstentlassung zur Notwendigkeit geworden ist, so erteile ich Euch solche hierdurch in Rücksicht auf letztere. Je größer das Vertrauen war, womit ich Euch die obere Leitung meiner gesamten Staatsverwaltung übertrug, und je dankbarer ich Euren Bemühungen, demselben zu entsprechen, Gerechtigkeit widerfahren lasse, desto lebhafter bedauere ich den Verlust eines so eifrigen, treuen und ausgezeichneten Ministers. . . . . . . Ich werde an Eurem Wohlergehen stets den aufrichtigsten Anteil nehmen, und um Euch für die mannigfaltigen Ausgaben, die Folgen Eures Wiedereintritts in meinen Dienst waren, einigermaßen zu entschädigen, habe ich dem Finanzminister Freiherrn v. Altenstein den Befehl erteilt, Euch Eure bisherige Besoldung nach den bestehenden Etats und Regulativs auf ein Jahr vom 1. Dezember

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 296 und 297.
[2]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 299 und 300.

dieses Jahres an bezahlen zu lassen. Ich behalte mir vor, Euch künftig eine angemessene Pension zu bestimmen, und verbleibe Euer dankbarer und wohlgeneigter König.

Königsberg, den 24. November 1808.

Friedrich Wilhelm." [1])

Eine äußere Auszeichnnng, den Schwarzen Adlerorden, konnte der König dem verdienstvollen Minister nicht zu teil werden lassen, so sehr es seiner Neigung entsprach, da, wie er dem Kriegsrat Scheffner auf eine dahin gehende Bitte antwortete, eine solche Handlung in der jetzigen kritischen Lage des Staates höchst unpolitisch gewesen wäre. [2])

Am 5. Dezember 1808 verließ Stein Königsberg, um nach Berlin überzusiedeln. Am Morgen dieses Tages unterzeichnete er noch das am 24. November von Schön verfaßte Rundschreiben an die Minister und Staatsräte, das die Ideen für die Fortführung der Reformen und der Erziehung der Jugend in Liebe zu Gott, König und Vaterland zusammenfaßte und das später als „Steins politisches Testament" bezeichnet wurde. [3]) Schön sandte es den obersten Beamten der Verwaltung zu.

Wenig mehr als ein Jahr hatte Stein als Minister gewirkt, aber von diesem Jahre zehrte die ganze preußisch-deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. [4])

Inzwischen war Napoleon an der Spitze einer großen, kriegsgeübten Armee von 250000 Kriegern in Spanien eingebrochen und hatte sich in drei Wochen vom Ebro bis zum Manzanares den Weg gebahnt. Am 4. Dezember zog er in die Hauptstadt ein. Von seinem Hauptquartier Madrid erließ er am 16. Dezember die Achtserklärung des ehemaligen Ministers:

„Kaiserlicher Befehl.

1. Der namens Stein (Le nommé Stein), der Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, wird zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

2. Die Güter, die der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, etwa besitzen sollte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 300 und 301.

[2]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 308.

[3]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 309.

[4]) Meinecke a. a. O. S. 74.

Truppen oder die unserer Verbündeten erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.

In Unserem Kaiserlichen Lager von Madrid den 16. Dezember 1808.
(unterzeichnet) Napoleon."[1])

Diese Kriegserklärung des Besiegers von halb Europa an einen einzelnen Mann zeigt mehr als alles andere die Bedeutung des Reichsfreiherrn. Napoleon hätte für seine Berühmtheit nichts Zweckmäßigeres tun können. Bisher gehörte er nur Preußen, jetzt der ganzen civilisierten Welt.[2])

Der neu ernannte französische Gesandte Graf Saint-Marson durfte sein Beglaubigungsschreiben nicht früher überreichen, als bis der Freiherr vom Stein das Land verlassen hatte.

Seiner Güter beraubt, begab sich Stein nach Österreich, wo er eine Zufluchtsstätte, aber keinen Einfluß gewann, denn in dem Urheber durchgreifender Reformen und einer vollständigen Umbildung des preußischen Staates von unten auf sah man an der Donau nur einen Jakobiner und Tugendbündler. Die österreichischen Diplomaten hielten ihn, sagt Gneisenau, für den leibhaftigen Satanas.[3])

---

86. Die Reise des Königs und der Königin nach Petersburg und Heimkehr nach Königsberg.

Wenn auch der König Friedrich Wilhelm III. den kühnen Plänen seines entlassenen Staatsministers nicht in allen Dingen folgen mochte, so verlor er doch nicht die Hoffnung, sich einmal von Napoleon loszureißen. Da Alexander auf seiner Heimreise von Erfurt über Königsberg das Königspaar zu einem Besuche nach Petersburg eingeladen hatte, so hoffte Friedrich Wilhelm bei dieser Gelegenheit ein Verteidigungsbündnis zwischen Rußland, Österreich und Preußen zustande zu bringen. Der König und die Königin hatten Stein um seine Meinung befragt. Der Minister stellte aber dem Könige vor, daß die zu der Reise erforderliche Summe für das verheerte Masuren verwendet werden müßte. Friedrich Wilhelm stimmte ihm bei, aber die Königin war nicht überzeugt.[4])

---

[1]) Französisch und deutsch abgedruckt bei Pertz: Das Leben Steins II, S. 319.
[2]) Pertz: Das Leben Gneisenaus I, S. 476.
[3]) Pertz: Das Leben Gneisenaus IV, S. 277.
[4]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 265.

Unter diesem Eindruck schrieb Gneisenau Ende November 1808 an den Grafen von Götzen: „Die schöne Frau, die einmal des Abends nach dem Tee uns mit so hinreißendem Enthusiasmus von einer besseren Ordnung der Dinge sprach, ist nicht mehr in unserem Interesse.“[1])

Scharnhorst hielt die Reise „von Anfang an in einiger Hinsicht für vorteilhaft“.[2]) Jetzt, nachdem Stein zurückgetreten war, folgte der König im Dezember 1808 mit der Königin Luise der Einladung des Kaisers nach Petersburg, die dieser brieflich noch einmal wiederholt hatte.

Am 27. Dezember 1808 reiste das Königspaar mit kleinem Gefolge, wozu die Gräfin von Voß und Gräfin Moltke,[3]) die Generale von Scharnhorst und Graf von Tauentzien gehörten, von Königsberg ab.[4]) An der Grenze in Polangen erwartete die Majestäten im Auftrage seines Kaisers Graf Schliewen, um sie zu der Residenz an der Newa zu geleiten.

Über Mitau kamen sie am Abende des 30. Dezember 1808 in Riga an und wurden durch Deputierte der Stände und der Kaufleute zu einem Balle geladen. Bälle bildeten nun einmal den Höhepunkt aller Feierlichkeiten. Trotz ihrer Ermüdung mußte die Königin der Einladung folgen. Nachdem sie neun oder zehn Polonäsen getanzt hatte, zog sie sich todmüde zurück. Am folgenden Tage nachmittags 6 Uhr fand den Majestäten zu Ehren eine deutsche Theateraufführung statt (man gab „Die kleine Zigeunerin“ von Kotzebue), und hieran schloß sich um 9 Uhr in demselben Saale abermals ein Ball an.

Am 1. Januar 1809 fuhren der König und die Königin in kaiserlichen Schlitten über Dorpat (2. Jan.), Narwa (4. Jan.) nach Strelna, dem Lustschlosse des Großfürsten Konstantin, das nur noch drei Meilen von Petersburg lag. Als sie hier am 6. Januar als Gäste des Großfürsten bei der Tafel saßen, überraschte sie der Kaiser, um sie zu begrüßen, und blieb bis zum Abende, dann kehrte er nach Petersburg zurück und holte sie am nächsten Tage, am 7. Januar 1809, mit allen Ehren und großem Gepränge ein. Im Winterpalast nahmen

---

1) Pertz: Das Leben Gneisenaus I, S. 444.

2) Pertz: Das Leben Gneisenaus I, S. 467.

3) Frau v. Voß a. a. O. S. 342.

4) Die Reise von Königsberg nach Petersburg schildert ausführlich ein Tagebuch der Königin Luise vom 27. Dezember 1808 bis zum 31. Januar 1809. Es ist abgedruckt im 75. Bande der Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven, S. 538—553.

sie Wohnung. „Feste folgten auf Feste, Schals und Pelze täuschten über das Elend der Zeiten.“[1]) Paraden, prächtige Beleuchtung der Stadt, Festlichkeiten in ununterbrochener Reihe, bei denen der Reichtum der Toiletten und die Menge der Diamanten auffielen, wechselten drei Wochen hindurch ab, so daß sich die Königin schon am 11. Januar „müde wie ein Hund“ fühlte. Den Zweck ihrer Reise verlor sie aber nicht aus den Augen. Unter dem 15. Januar meldete sie in gedrückter Stimmung: „A onze heures j'étais chez le Roi. Arrivée de l'Empereur. Je saisis ce moment de lui parler d'affaires. Ach Zukunft, warum beklemmst du mein Herz! und warum steigen Tränen der Wehmut in meine Augen?“ Dem Feste der Wasserweihe auf der Newa am 18. Januar (dem 6. nach dem alten russischen Kalender) sahen der König und die Königin wegen der grimmigen Kälte nur vom Fenster der Kaiserin zu. Die Königin fühlte sich durch die Pracht der Feste mehr gedrückt als gehoben. Am 19. Januar erkältete sie sich bei Besichtigung eines großartigen Feuerwerks im Taurischen Palaste, mußte das Bett hüten und fieberte,[2]) so daß ein ihr zu Ehren geplanter Ball abgesagt werden mußte. Am 25. Januar war sie aber doch so weit wieder hergestellt, daß sie auf dem zum Geburtstage der Kaiserin gegebenen Maskenfeste in russischer Nationaltracht[3]) erscheinen konnte. 16000 Personen nahmen daran teil.

Als der König den Hauptzweck seiner Reise, ein Bündnis zwischen Rußland, Österreich und Preußen, seinem kaiserlichen Freunde vortrug, gestand ihm dieser, daß er infolge des Erfurter Abkommens „weit entfernt für Österreich die Waffen zu ergreifen oder auch nur neutral bleiben zu können, vielmehr verpflichtet sei, mit 150000 Mann für Frankreich ins Feld zu ziehen, wenn Österreich der angreifende Teil sei“. Er riet ihm sogar, dieselbe Politik zu befolgen. Der König mußte also zu seinem Leidwesen erkennen, daß im Falle eines Krieges auf Rußlands Beistand nicht zu rechnen war. Weiter war nichts erreicht.

Am 31. Januar reisten der König und die Königin von Petersburg ab. Luise war sehr niedergedrückt: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen, nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,““ schrieb sie ihrer Freundin Frau

---

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 351.
[2]) Gräfin von Voß a. a. O. S. 350.
[3]) Ebenda S. 351.

v. Berg am 12. Februar 1809,[1]) und ihrem Vater erklärte sie: „Ich bin auf alles gefaßt; nur die Gnade Gottes erhält mich stark, aber allein auch nur der Glaube an ihn und seine Vorsehung, denn auf die Menschen bau ich gar nicht mehr.[2])

Während ihrer Abwesenheit hatte Boyen auf Scharnhorsts Befehl einen Mobilmachungsplan für das gesamte Heer ausgearbeitet, denn die meisten erwarteten die Stunde des Losschlagens mit Sehnsucht. Dies Gefühl klingt auch in dem von Max von Schenkendorf gedichteten „Volksliede“ wieder, das am Abende des 11. Februar, einen Tag nach der Heimkehr der Majestäten, im Theater gesungen wurde.

O heilig, heilig Band,
Liebe zum Vaterland
  Heb' unsre Brust!
Tönend brichst du hervor,
Schmelzend im Wonnechor
Schwingst du dich sternempor,
  Vaterlandslust!

Mutter und Pflegerin,
Bürger voll deutschem Sinn
  Preisen dich hier.
Heilige Leidenschaft
Ist es, die Taten schafft;
Jede lebendige Kraft
  Weihen wir dir.

König der Bürger du,
Wink' uns den Beifall zu
  Heiliges Haupt —
Schimmerst in Liebesglanz,
Liebe des Vaterlands
Wand jenen Eichenkranz,
  Der dich umlaubt.

O süße Königin,
Der Herzen Meisterin!
  Es ist dein Bild,
Herrin, das in der Nacht
Ein holder Stern uns lacht,
Das uns mit Zaubermacht
  Die Seele füllt.

O dreimal heilig Band,
Das Fürst und Volk umwand
  Von Gott gewebt!
Preis dir mit Herz und Mund,
Talisman, Felsengrund,
Auf dem der Bürgerbund
  Den Bau erhebt.

Glückliches Vaterland,
Kräftiger Söhne Hand
  Schirme das Land!
Vaterland, höchstes Gut,
Kräftiger Söhne Blut
Fließe mit Lust und Mut
  Fürs Vaterland!

87. Die Stimmung der Königin Luise vor Ausbruch des Krieges 1809.

Am Ende des Jahres 1808 waren endlich die letzten Franzosen aus dem Königreiche abgezogen. Unter dem Jubel der Bevölkerung

[1]) Frau v. Berg S. 405.
[2]) Braun a. a. O. S. 145.

rückten daher am 10. Dezember 1808 preußische Truppen wieder in Berlin ein; an der Spitze marschierte der Major Ferdinand v. Schill mit seinem 2. brandenburgischen Husaren-Regiment. Wegen seines wackeren Verhaltens im letzten Kriege hatte ihm der König diese Ehre erwiesen. Die Gefangenen entließ Napoleon endlich am Anfange des Jahres 1809.

Am 17. Januar 1809 war der Kaiser aus Spanien nach Paris zurückgekehrt, nachdem er wiederholt gesiegt und spanische Heere zersprengt hatte, ohne indessen das Land völlig unterworfen zu haben. Seine Heimkehr war sowohl durch die Unzufriedenheit einflußreicher Franzosen mit seinen letzten Unternehmungen und endlosen Kriegen als auch durch die Rüstungen in Österreich veranlaßt worden.

In Österreich hatte seit dem Preßburger Frieden Graf Stadion, leitender Minister des Kaisers Franz, verschiedene Reformen veranlaßt und mit Eifer zum Kampfe gegen Napoleon gerüstet. Er hoffte fest auf den Anschluß Preußens, da die Interessen beider Reiche gemeinsam seien.

Die Kriegspartei in Preußen hätte das Bündnis gern gesehen. „Es gibt für uns nur eine Alternative," schrieb Gneisenau,[1]) „entweder wir vermehren unsre Armee und geben uns eine achtungsvolle Stellung, oder wir sind binnen kurzem verloren." Blücher erklärte Gneisenau: „Nimmt der König keine Partei, tun wir keine Schritte zur Zerbrechung unsrer Fesseln, nun, da trage sie, wer da will — ich nicht."[2])

Auch **die Königin Luise** war jetzt voll und ganz von der Notwendigkeit des Kampfes überzeugt, aber der König zögerte infolge der Warnungen Alexanders. Das neue Ministerium Altenstein war ohne Tatkraft. Bei diesem Hin- und Herschwanken hielt die Königin alles für möglich, auch den Untergang Preußens. „Seit dem September habe ich Erfahrungen gemacht," meldete sie am 21. Februar 1809 ihrem Bruder Georg,[3]) „die mich beinah' zum Wahnsinn gebracht haben. Der (von den Franzosen abgefangene) Brief von Stein! . . . Nun die Reise nach Petersburg. Da hoffte ich, einmal 14 Tage nichts zu hören, was mein Mutterherz mit bangen Ahnungen für die Zukunft meiner Kinder erfüllet. Ich habe gehört und gesehen und bin nicht getröstet. . . . Nun krank angekommen und nun die Wahrscheinlichkeit

---

[1]) Pertz: Das Leben Gneisenaus I, S. 463.
[2]) Pertz: Das Leben Gneisenaus I, S. 517.
[3]) Bailleu a. a. O. S. 439—441.

eines Krieges mit Österreich, der vermutlich mit Preußen das so lang gewünschte Ende beschleunigen wird. Die Ungewißheit, gehen wir nach Berlin, gehen wir nicht. Gehen wir, so ist die Trennung meiner Kinder gewiß, damit, wenn man Vater und Mutter fortschleift, man wenigstens die Kinder rettet und sie zu Rächern erziehet, wenn noch etwas gerettet werden kann."

Sechs Tage später fügte sie diesem aus geängstigtem Herzen geschriebenen Briefe noch die Meldung hinzu,[1]) daß sie erst jetzt eine sichere Gelegenheit zur Übersendung des Briefes gefunden habe. „Ob die Königliche Familie nach Berlin übersiedelt, ist noch nicht entschieden, da erst Kuriere aus Petersburg, Paris und Wien erwartet werden. Ach Gott, was wird es noch werden, wenn das Untier leben bleibt." Erst am nächsten Tage beendigte die Königin das Schreiben, da sie infolge einer bösen Kunde unfähig war, es sogleich zu tun. Österreich griff zu den Waffen, das war jetzt klar, und ein Freund hatte aus Paris über des Kaisers Absicht folgende Meldung gesandt: „Napoleon glaubt den König von Preußen in Berlin; er reist nach Deutschland und hat die Absicht, nach Berlin zu gehen. Wenn der König nicht alles, was die Tyrannei Napoleons ihm vorschreiben wird, annimmt und befolgt, dann hat der Kaiser alle Maßnahmen getroffen, ihn festzunehmen und nach Paris überführen zu lassen. Der Fürst von Benevent (Talleyrand) hat in den Gesellschaften laut gesagt: „Der König von Preußen wird dasselbe Schicksal wie Ferdinand und Karl von Spanien haben, nur der Weg wird kürzer sein." Luise erkannte hieraus, daß „das Schicksal noch nicht versöhnt" war, sie fürchtete auch, daß beim Ausbruch des österreichischen Krieges Berlin besetzt werden würde, um auf die königliche Familie und die preußische Politik einen Druck auszuüben. „Ist es denn nicht ganz fürchterlich, daß wir den Enthusiasmus und die Liebe der guten Pommern, Märker und Berliner so müssen verrauchen lassen, ohne es nutzen zu können? O unerbittliches Schicksal, wann wirst du uns genug geprüft und gebeugt haben?"

In ihrer Aufregung tat die Königin auch Stein Unrecht. Auf die falsche Nachricht, der geächtete Minister sei nach Wien berufen worden, schrieb sie ihrem Bruder,[2]) daß eine solche Reise nicht nur Verdacht gegen das preußische Königshaus (über ein Einverständnis mit Österreich) erregen, sondern es vernichten werde. „Doch der Mann ist so eitel, daß er hinrennt, statt zu fahren wie andere."

[1]) Bailleu a. a. O. S. 441.

[2]) Am 28. Februar 1809. (Bailleu a. a. O. S. 442.)

Ihrer Umgebung mußte die Königin trotz ihrer Angst noch eine frohe Miene zeigen.

Am 2. März 1809, dem Geburtstage der Prinzessin Solms, folgte sie einer Einladung zum Landhofmeister von Auerswald. Um 1/2 8 Uhr begaben sich alle, 70 Personen, in den zweiten Stock, wo die „Bernsteinküste“, gedichtet von Max v. Schenkendorf, aufgeführt wurde. Es war ein Festspiel mit Gesang und Deklamation[1]) und fand allgemeinen Beifall.[2])

Unter Sorgen feierte die Königin ihren Geburtstag[3]) am 10. März 1809. Am Vormittage dieses Tages fand in der Domkirche die öffentliche Vereidigung des Magistrats statt. Borowski hielt am Altare, um welchen die Mitglieder des Magistrats mit den hundert Stadtverordneten saßen, eine Rede, an deren Eingange wie am Schlusse er des Geburtstages der Königin gedachte. Beim Austritt aus der Kirche machte das allgemeine Glockenläuten einen ergreifenden Eindruck.

Um 11 Uhr begaben sich die Prinzen mit ihren Erziehern zur Königin, die mit dem Könige ganz allein war. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm überreichten Zeichnungen. Prinzessin Wilhelm, die wegen Unpäßlichkeit das Zimmer hüten mußte, schickte eine Zeichnung des Hippelschen Gartens. Zum Mittagsessen, das an zwei Tafeln aufgetragen wurde, waren auch Scharnhorst und Gneisenau geladen.

Um 7 Uhr begab sich der Hof zu einem in der Börse veranstalteten Balle. Der Saal war auf das geschmackvollste verziert und erleuchtet. Die Königin wurde beim Eintritt von der Musik begrüßt; dann ertönte ein Lied von Sängern, die im Verborgenen standen. Als die Töne verklungen waren, gingen 16 Damen an der Königin vorüber, in weiß und blau gekleidet, das Haupt geziert mit einem Diadem aus blauem Sammet, worauf in Perlen der Name Luise stand. Jede legte ihr eine Blume zu Füßen, welche zusammen das Wort „Luise-Charlotte“[4]) zeigten. Eine Polonäse und eine Seize, die nur von den erwähnten 16 Damen und einer entsprechenden Zahl von Herren getanzt wurde, folgten, und den Beschluß machte ein allgemeiner Tanz.

---

[1]) Erhalten sind nur zwei Lieder: „Der versunkene Ring“ und „Bernsteinfischerlied“.

[2]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 165.

[3]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 170–172.

[4]) Daß die Königin so heiße, war ein Irrtum des Veranstalters der Aufführung. (Siehe S. 1.)

In welcher Aufregung sich aber die Königin befand, bezeugt ihr Brief an Frau von Berg vom 12. März 1809: „Ich habe heute wieder einen Tag erlebt, einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, solange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen! Der Krieg mit Österreich wird losbrechen, das weiß alle Welt, aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, das ist, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genötigt wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Österreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann, daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. Preußen gegen Österreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle, die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüten, entfernt von allem Heimischen! O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug?

Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schlosse — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war mir zerfleischt. Ich habe getanzt! — Ich habe gelächelt! — Ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, — und ich wußte vor Unglück nicht wohin! — Wem wird Preußen übers Jahr gehören, wohin werden wir alle zerstreut sein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich!“[1])

Je genauere Nachrichten man über die Rüstungen Österreichs und den nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges erhielt, desto schärfer traten sich die franzosenfreundliche und franzosenfeindliche Partei in Preußen entgegen. Die Franzosenfreunde schoben alle Schuld an dem Elend und an dem Kriege auf die Königin. Wie schwer Luise unter dieser Verdächtigung litt, wie sie in Verzweiflung war über die Zauberpolitik und wie sie sich sehnte nach ihrem mitfühlenden, innig geliebten Bruder, das erkennen wir aus ihrem Briefe vom 1. April 1809:[2]) . . . „Ich kann Dir und den Schwestern auf ihre lieben, lieben Briefe nicht antworten, heute nicht antworten, denn ich bin es außer stande; ich kann überhaupt nichts schreiben, als daß die Meinungen in der Politik sehr geteilt sind, wie anno 5. Ich weiß, was ich will, doch

[1]) Frau v. Berg a. a. O. S. 387—389.

[2]) Bailleu a. a. O. S. 442.

es kömmt nichts mehr über meine Lippen, da mein Rat solche fürchterliche Folgen gehabt. Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht der Sache den Ausschlag gab, allein es wird mir doch vorgesagt, als wäre es so. Die Folgen beweine ich oft — nicht aber das Prinzip der Handlung und nicht die Handlung selbst. Nie werde ich beweinen, was Ehre und Selbstgefühl heiligten, wohl aber alles andere, was das Gegenteil wäre und noch viel schrecklichere Folgen haben wird, nämlich das Überbordwerfen der ganzen Dynastie, ohne Mitleid der Edlen. Ich sehe keine Zukunft für meine Kinder ..... Bittet Gott, daß er mich stärke für das, was mir noch übrig bleibt zu erleben, denn es wird wohl der härteste Stoß sein, mich ganz von allem zu trennen, was Preußen heißt."

Gneisenau schob, in einem Briefe an Stein, die Schuld des Zauderns des Königs auf die Reise nach Petersburg, die eine „furchtbar schwächende Wirkung" gehabt habe.[1])

88. Der Krieg Österreichs im Jahre 1809 bis zur Schlacht bei Aspern.

Während Napoleon in Spanien beschäftigt war, hatte Österreich eifrig gerüstet. Graf Philipp Stadion trat für ein sofortiges Losschlagen ein, da die Finanzen lange Rüstungen nicht gestatteten, und setzte seinen Wunsch durch. Er hoffte, der König von Preußen werde durch das einmütige Verlangen seines Volkes zum Anschlusse mit fortgerissen werden, und rief dem deutschen Volke zu, daß Österreich nicht bloß für seine Selbständigkeit, sondern für Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre das Schwert ergreife. Es war in der Tat ein Kampf für die Selbständigkeit der Völker gegen eine Gewalt, die längst die Schranken staatlicher Grenzen nicht mehr anerkannte, sondern sie möglichst zu verwischen und das revolutionäre System zentralisierter Gleichheit auf die Nationen zu übertragen strebte.[2])

Der Kampf begann in Tirol, wo die bayrische Herrschaft grimmig gehaßt wurde. Als am 9. April die Österreicher ins Pustertal einrückten, erhoben sich die Bauern unter Andreas Hofer und Joseph Speckbacher, schlugen überall die Bayern und Franzosen und besetzten am 12. April Innsbruck.

Das österreichische Hauptheer, das beim Beginn des Krieges bis zum Inn vorgerückt war, ließ sich jedoch die Gunst der Verhältnisse

[1]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 351.
[2]) Fournier: Napoleon I. 2. Bd., S. 216.

entgehen. Trotz aller Lehren, die der Erzherzog Karl aus den Napoleonischen Feldzügen hätte ziehen können, nutzte er den Vorteil der Überraschung der Feinde, die einen so frühen Angriff nicht erwartet hatten, nicht aus, sondern rückte in langsamen Märschen vom 9. bis 16. April bis zur Isar nach München vor und verteilte sein Heer, anstatt mit Übermacht in kräftigen Schlägen die noch getrennten Heerhaufen seiner Feinde zu zertrümmern. Erst am 17. April brach er von Landshut auf, um Davout bei Regensburg anzugreifen.

An diesem Tage traf Napoleon, durch den optischen Telegraphen vom Vormarsche der Österreicher benachrichtigt, aus Paris in Donauwörth ein. Sogleich erkannte er die Fehler, die die Österreicher durch ihre Langsamkeit und Berthier durch die Trennung seiner Korps begangen hatten. Als er erfuhr, daß der Erzherzog rechts abgeschwenkt war, da war es, als ob er wüchse, seine Augen begannen zu glänzen, und mit einer Freude, die sein Blick, seine Stimme, seine Bewegungen verrieten, rief er aus: „Dann hab' ich sie! Das ist eine verlorne Armee! In einem Monate sind wir in Wien!" Er gab sogleich die Befehle zur Vereinigung seiner Heeresteile, schlug dann die einzelnen Abteilungen der österreichischen Armee in fünftägigen Gefechten bei Thann, Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg und nahm Regensburg selbst am 23. April im Sturm. Unter schweren Verlusten wichen die Österreicher nach Böhmen zurück; in ihrem Hauptquartier herrschte die größte Niedergeschlagenheit. Napoleon selbst hielt diesen fünftägigen Feldzug für seine glänzendste Leistung.

Der Sieger folgte dem Erzherzoge nicht — er hielt dies später für einen großen Fehler — sondern rückte auf Wien und kam am 13. Mai dort an. Von Wien aus vereinigte er vier Tage später als „Nachfolger Karls des Großen" den Rest des Kirchenstaates mit Frankreich.

Der Besitz der feindlichen Hauptstadt hatte für Napoleon nur dann einen vollen Wert, wenn er das österreichische Heer schlug, das Wien gegenüber am linken Donauufer lagerte. Daher führte er in der Nacht vom 20. zum 21. Mai seine Truppen auf die große Donauinsel Lobau, die den Strom in einen breiteren südlichen Hauptarm und einen schmäleren nördlichen Nebenarm teilt, und setzte in der Frühe des 21. Mai 1809 auf das Marchfeld über, ohne daran gehindert zu werden. Da aber Davout seine Regimenter nicht hinüberführen konnte, denn Steinschiffe, die der Erzherzog den Strom hinabschwimmen ließ, zertrümmerten die Brücke, so gelang es den Österreichern nach heißer Gegenwehr die Dörfer Aspern und Eßlingen zu nehmen. Die

„Canaille von Österreichern“ hatte Napoleon den Ruhm der Unbesiegbarkeit entrissen.

Auf einem Kahne gelangte der Kaiser nach Kaiser-Ebersdorf. Hier kam eine todesähnliche Erstarrung über ihn. Ratlos umstanden ihn seine Generale. Hätte der Erzherzog Karl seinen Sieg ausgenutzt, die letzte Kraft seiner heldenmütigen Truppen darangesetzt, um die Lobau zu stürmen und die Donau zu überschreiten, so wäre der größte Teil der französischen Armee verloren gewesen. Aber der Erzherzog hatte von seinem Gegner nicht gelernt, den Sieg auszunutzen. Wie geblendet, ja erschrocken über seinen Erfolg blieb er auf dem Schlachtfelde stehen und hätte am liebsten einen möglichst vorteilhaften Frieden geschlossen.

Inzwischen war Tirol bis zum Brenner wieder in bayrische Hände gefallen. Aber die Volkskraft des Landes war noch nicht gebrochen. Auf die Nachricht von dem Siege bei Aspern erhoben sich die Bauern abermals, und Andreas Hofer zog nach der Schlacht am Iselberge am 29. Mai 1809 in Innsbruck ein. Er erhielt ein Handschreiben des Kaisers Franz, worin dieser ihm das Versprechen gab, niemals einen Frieden ohne die Vereinigung Tirols mit Österreich zu schließen.

---

89. Die Wirkungen des Krieges auf den Rheinbund und auf Preußen.

Die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten seitens der Österreicher und die großartige erfolgreiche Erhebung der Tiroler hatten die Gemüter in Preußen mächtig erregt; die Kriegspartei ersehnte ein enges Bündnis mit Österreich und einen Volkskrieg in Norddeutschland. In Franken, in den Besitzungen des deutschen Ordens, war die Stimmung hierfür günstig. Daher hob Napoleon von Regensburg aus am 24. April 1809 den deutschen Orden auf und überwies seine Güter und Domänen den süddeutschen, ihm treu zur Seite stehenden Fürsten des Rheinbundes; des Ordens letzte Ballei, Mergentheim an der Tauber, wurde Württemberg einverleibt.

Im ehemaligen Kurfürstentum Hessen beabsichtigte der Oberst Freiherr v. Dörnberg den König Jérôme in Cassel gefangen zu nehmen und einen Aufstand im ganzen Königreich Westfalen zu erregen. Schill und andre sollten mitwirken. Er konnte aber nur einige Tausend schlecht bewaffneter Bauern gegen die Residenz des „Königs Lustik“ führen und wurde vor der Stadt geschlagen, da wider sein Erwarten die

westfälischen Truppen ihrem Kriegsherrn treu blieben. Dörnberg selbst entkam zum Herzog von Braunschweig-Öls, aber die meisten Führer gerieten in Gefangenschaft und wurden im Auegarten standrechtlich erschossen.

Einen Versuch, Magdeburg zu überrumpeln, machten Hauptmann v. Katte und die beiden ehemaligen preußischen Leutnants Eugen und Moritz v. Hirschfeld. Mit Dörnberg hatten sie Verbindungen angeknüpft, und Schill unterstützte sie mit Geld. Die Anwerbungen von Soldaten wurden aber der westfälischen Polizei bald bekannt, und der Gouverneur von Magdeburg, General Michaud, war auf seiner Hut. So mißglückte das Unternehmen. Die Führer entkamen durch eilige Flucht,[1] aber ein Teil der armen Soldaten büßte das Vorhaben mit dem Tode.

Glücklicher endete der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, des Sohnes des bei Auerstädt tödlich verwundeten Oberfeldherrn der preußischen Armee. In Nachod an der böhmisch-schlesischen Grenze warb er ein Freikorps; viele ehemalige preußische Offiziere und Soldaten aus Schlesien strömten ihm zu. Diese „schwarze Schar", etwa 1500 Mann stark, trug einen schwarzen Waffenrock und am Tschako den weißen Totenkopf. Am 21. Mai besetzte sie Zittau, mußte aber vor den Truppen des Generals Thielemann wieder nach Böhmen zurückweichen. Als aber nach der Schlacht bei Aspern die sächsischen Regimenter von Napoleon zur Donau gerufen wurden, rückte der Herzog am 11. Juni in Dresden ein. Verstärkt durch Österreicher, warf er den „zur Befreiung Sachsens" heranrückenden König Jérôme bis nach Erfurt zurück, konnte aber die Hauptsache, eine Volkserhebung, nicht ins Werk setzen. Die Bevölkerung verhielt sich abwartend. Nur eine Nacht konnte er im Schlosse seiner Väter zubringen, dann bahnte er sich durch die westfälischen Truppen einen Weg zur Weser und rettete sich und seine Mannschaft bei Elsfleth auf Schiffen nach England und von dort nach Spanien.

Am tragischsten endete das Unternehmen des preußischen Majors Ferdinand von Schill. Seine Volksbeliebtheit, die hohe Auszeichnung durch den König und die übertriebenen Schmeicheleien[2])

---

[1]) Eugen von Hirschfeld starb im nächsten Jahre in Spanien den Heldentod, Moritz erhielt dort mehrere Wunden und trat später als Major wieder in preußische Dienste.

[2]) Bärsch: Ferdinand von Schills Zug und Tod i. J. 1809. Leipzig, Brockhaus, 1860, S. 25.

von nah und fern hatten bewirkt, daß Schill sich die Kraft zutraute, ganz Deutschland zur Erhebung gegen die verhaßten Franzosen fortreißen zu können.

Aus den ehemals preußischen Gebieten, besonders Cleve, Mark und Ravensberg, waren Gesuche an ihn gelangt, er solle nach Westfalen kommen, wo alle auf ihn hofften und warteten, um die verhaßten Franzosen totzuschlagen.[1]) Der Bauer aus dem Ravensbergischen, der Briefe Schills und einen Aufruf zur Erhebung überbringen sollte, wurde jedoch in Magdeburg festgehalten, und der preußische Gesandte in Cassel, von Schills Treiben in Kenntnis gesetzt, berichtete pflichtschuldigst an seinen König.

Am Hofe zu Königsberg erregten die Papiere das größte Aufsehen. Der König war entrüstet und beschloß, Schill vor ein Kriegsgericht zu stellen. Durch einen reitenden Eilboten hiervon benachrichtigt, faßte er nun den Entschluß, mit seinem Regiment über die Elbe zu gehen in der festen Erwartung, Friedrich Wilhelm werde nachträglich das Unternehmen billigen, wenn die Deutschen in Westfalen sich ihm in hellen Haufen anschließen würden. „Man sah den Steuermann unentschlossen und wollte sich selbst, das Schiff und den Steuermann retten.“[2])

Am 28. April 1809, nachmittags 4 Uhr, führte Schill das 2. brandenburgische Husarenregiment und einen Teil des Bataillons, das seinen Namen trug, in der Richtung auf Potsdam, ohne daß sie eine Ahnung von seinem Plane hatten.

Sobald die Truppen ohne Zuschauer waren, ließ Schill Halt machen, rief die Offiziere vor die Front und erklärte mit lauter Stimme,[3]) daß der Augenblick gekommen sei, die Schmach des Vaterlandes an dem verhaßten Feinde zu rächen. Die Österreicher hätten einen Sieg errungen und in Westfalen seien alle zum Aufstande bereit, sobald sich nur die Befreier zeigen würden. Freudig wolle er sein Leben für die gerechte Sache des Vaterlandes opfern und sei überzeugt, daß seine Waffenbrüder seine Gesinnungen teilten. „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“[4]) Hierauf zog er eine Brieftasche hervor, die er von der **Königin Luise**

---

[1]) Bärsch: Schills Zug und Tod, S. 32.
[2]) Nippold: Erinnerungen aus dem Leben Boyens I, S. 364.
[3]) Bärsch: Schills Zug und Tod, S. 38.
[4]) Bärsch: Schills Zug und Tod, S. 76.

empfangen hatte,[1]) und beteuerte, daß er sich dieses Beweises der Gnade würdig zeigen wolle. Es war eine einfache, nicht gestickte Brieftasche von rotem Maroquin. Auf einem der darin befindlichen Pergamentblätter hatte die Königin mit Bleistift geschrieben: „Für den braven Herrn von Schill. Luise.“[2])

Der Hinweis auf diese Brieftasche trug zu dem irrigen Glauben bei, der Ausmarsch geschehe mit Zustimmung von höchster Seite. Alle Offiziere und Gemeinen erkärten einmütig, sie seien entschlossen, ihm zu folgen, wohin er sie führe.

Unterstützt worden ist Schills kühne Tat durch den Berliner Zweigverein des Tugendbundes, wie Bärsch, des Majors Adjutant, der selbst Mitglied des Tugendbundes war, berichtet. Man erzählte auch, in der Brieftasche habe sich ein Zettel von der Hand der Königin Luise befunden mit der Ermunterung, „vorwärts zu gehen, weil der König zögere“. Bärsch[3]) selbst bestreitet dies und vermutet, daß Lützow seiner Frau dies Märchen aufgebunden hat. Daß die Königin Luise ein Bündnis mit Österreich wünschte, ist bekannt, aber ebenso sicher ist auch, daß sie eine Aufforderung zu eigenmächtigem Handeln nimmermehr an Schill gerichtet hat.

Schill überschritt die Havel und marschierte auf Magdeburg. Kaum war er aber über die Grenze gegangen, als es sich zeigte, daß dem kühnen, mutigen Manne Umsicht, Ruhe und Feldherrnkunst vollständig mangelten. Sein Anschlag auf Magdeburg mißlang. Er maschierte daher stromauf und rückte über Wittenberg und Dessau nach Bernburg. Da der Zuzug überall nur spärlich war und der Gouverneur von Berlin ihm brieflich die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, so berief er hier am 4. Mai sämtliche Offiziere zu einer Beratung und schilderte ihnen seine mißliche Lage. Seinen Vorschlag, nach Berlin zurückzukehren und das Werk der Befreiung auf eine günstigere Zeit zu verschieben, bekämpfte aber die Mehrzahl der Offiziere, da ihr Anführer selbst dadurch der größten Gefahr ausgesetzt sei und man schon zu weit gegangen sei, um mit Ehren zurückgehen zu können. Daher entschied sich auch Schill für die Ansicht der Mehrheit und gelobte, mit ihnen zu leben und zu sterben. Den guten Rat Lützows,[4]) sich

---

[1]) Dies war wohl im Mai 1808 bei seiner Anwesenheit in Königsberg geschehen. (Siehe Seite 256.)

[2]) Bärsch: Schills Zug und Tod, S. 38 u. 39 (Anmerkung).

[3]) Bärsch: Schills Zug und Tod, S. 39 (Anmerkung).

[4]) Bärsch: Schills Zug und Tod, S. 51.

nach Ostfriesland zu werfen, aus der Mark und Ravensberg Truppen an sich zu ziehen und sich mit England in Verbindung zu setzen, verwarf er, entschloß sich vielmehr zum Marsche nach Stralsund, um aus dieser Festung „ein deutsches Saragossa" zu machen, und bahnte sich in mehreren Gefechten den Weg dorthin.

Am 6. Mai kam die Nachricht von Schills eigenmächtigem Vorgehen nach Königsberg und „schlug beide Majestäten zu Boden". „Fast nie habe ich," schrieb Delbrück in sein Tagebuch, „auf dem Gesicht des Königs einen solchen Ausdruck des Schmerzes gesehen, und die Königin sprach zum ersten Male über diese Verletzung alles Gehorsams." [1])

Am nächsten Tage schrieb die Königin an ihren ältesten Sohn, daß genauere Berichte über den Sieg Napoleons bei Regensburg eingegangen seien, und schloß mit den Worten: „Gott! Gott! Soll denn alles, was edel ist, untergehen?" [2])

Am 8. Mai eröffnete ein Parolebefehl den Truppen bei der Parade, daß Se. Majestät nicht Worte genug finden, um über Schills unglaubliche Tat ihre Mißbilligung in dem Grade auszudrücken, wie Höchstdieselben dies empfinden, und daß die Gesetze des militärischen Gehorsams verschärft angewandt werden sollten.[3])

Die Königin sagte am 21. Mai dem Erzieher ihrer Söhne, Napoleon habe geäußert, jetzt wolle er kein Wort über Schill verlieren, aber später werde er dessen Tat gegen Preußen benutzen.[4])

Inzwischen hatte Schill von Stralsund aus Rügen besetzt, den Landsturm aufgeboten und das Land „im Namen seines rechtmäßigen Herrn, des Königs von Schweden," in Besitz genommen. Aber schon am 31. Mai griffen besonders dänische und holländische Truppen Stralsund mit großer Übermacht an, erstürmten die Festung und machten im Straßenkampf den größten Teil der Preußen nieder oder nahmen sie gefangen. Bei dem Versuche, sich die Fährgasse hinab nach dem Hafen durchzuschlagen, erhielt Schill einen schweren Hieb über die Stirn, und bald darauf streckte ihn ein Schuß durch den Kopf tot zu Boden.[5])

---

[1]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 208.
[2]) Faksimile dieses Briefes bei Delbrück a. a. O. Bd. 40 zu S. 208.
[3]) Bärsch a. a. O. S. 73 u. 74.
[4]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 212.
[5]) Bärsch a. a. O. S. 112.

Nur der Leutnant v. Brünnow verlangte und erhielt mit 150 Schillschen Husaren und 300 Mann Infanterie freien Abzug.[1]) Auch einige Streifkorps, die am Kampfe nicht hatten teilnehmen können, entkamen über die preußische Grenze. Bärsch, Schills Adjutant, brachte auf 14 Schiffen 388 Mann und 57 Pferde nach Swinemünde, um sich der Gnade Sr. Majestät zu übergeben. Vorher verbrannte er noch sämtliche Briefe, die hohe und angesehene Personen — z. B. die Kronprinzessin von Hessen, Prinzessin Auguste von Preußen, die das Unternehmen mit bedeutenden Summen unterstützt hatte, — an Schill geschrieben hatten, damit dieselben nicht durch Veröffentlichung der Papiere in Verlegenheit gebracht würden.

Das Kriegsgericht, das unter Blüchers Vorsitz über die Schillianer zu Stargard zusammentrat, ging von der Annahme aus, daß die Offiziere hätten glauben müssen, ihr Regimentskommandeur habe auf höheren Befehl gehandelt, und sprach die meisten frei; nur diejenigen, welche gegen Befehl ausgezogen waren, erhielten Festungshaft in Kolberg.

Wahrhaft beklagenswert war aber das Los der in die Hände der Feinde gefallenen Offiziere und Mannschaften. Von diesen wurden 14 „westfälische Untertanen" ausgelost und zu Braunschweig erschossen, 557 Unteroffiziere und Gemeine als „Mörder und Räuber" auf die Galeeren nach Brest, Cherbourg, Toulon und Marseille geschickt, wo die meisten umkamen, so daß nur wenige im Jahre 1814 die Freiheit wiedererhielten. Die 11 gefangenen Offiziere wurden als „Räuber" zum Tode verurteilt und zu Wesel erschossen.

Schills Leiche wurde geschändet. Sein Haupt, in ein großes mit Spiritus gefülltes Glas gesetzt, erhielt der Universitäts-Professor Brugmanns in Leyden für seine naturhistorische Präparatensammlung;[2]) der kopflose Rumpf wurde zu Stralsund auf dem Knieperkirchhofe „wie ein Hund verscharrt".[3])

Der traurige Ausgang des Schillschen Zuges erregte in Preußen das tiefste Mitleid. Niemand sah in den mutigen Männern „Räuber;" man war empört über das rohe Vorgehen der Feinde, die noch mit den Toten Krieg führten und Gefangene erschossen. Wenn auch der König die Erhebung nicht billigen konnte und über die „beispiellose

---

[1]) Bärsch a. a. O. S. 115.

[2]) Bärsch a. a. O. S. 119 und 160. Erst 1837 fand Schills Haupt in deutscher Erde zu Braunschweig eine letzte Ruhestätte, wo man damals die 14 erschossenen Schillschen Gemeinen in drei Särgen beisetzte. (Bärsch a. a. O. S. 163.)

[3]) Bärsch a. a. O. S. 119.

Insubordination" entsetzt war, so lauschte das Volk doch den Liedern seiner Dichter Ernst Moritz Arndt „Das Lied von Schill", Friedrich August von Stägemann „Schills Ausmarsch" und Max von Schenkendorf „Schill, eine Geisterstimme", die Schill und seine Getreuen feierten und dem grimmigen Franzosenhasse schwungvolle Worte verliehen.

Immerhin ist Schills Tat nicht ohne Einfluß auf das preußische Volk geblieben, denn sie lehrte, daß derartige Unternehmungen nicht von Soldaten allein, sondern nur in größerem Umfange und in Verbindung mit Landesbewaffnungen unternommen werden konnten.

In Paris war man davon überzeugt, daß die **Königin Luise** Schills Unternehmen begünstigt hatte. Kupferstiche, die die bestgehaßte Frau in der Schillschen Husaren-Uniform darstellten, wurden feilgeboten. Napoleon, sagte man, habe sie in seinem Grimm selbst anfertigen lassen.

Trotz der Mißerfolge, die die Schilderhebungen in Norddeutschland gehabt hatten, blieb die Stimmung in Preußen kriegerisch. „Trage Fesseln, wer will, ich nicht!" rief Blücher in einem Schreiben an Gneisenau vom 14. Mai.[1]) Der König selbst ließ sich zu geheimen Rüstungen bewegen und stellte die Zahlung der Kriegskontributionen ein.

Abermals bat er (am 12. Mai) den Kaiser Alexander, seine Verbindungen mit ihm und seinem unglücklichen Lande nicht zu zerreißen, wenn er auf einen Augenblick das „System" aufgebe. „Die Geister sind so erregt, der Aufruhr und die Gärung ist so groß, daß ich alles aufs Spiel setze, wenn ich nicht den Entschluß fasse, den die Nation vorzugsweise verlangt."[2])

Der Kaiser erwiderte ihm am 19. Mai, daß er zur Vernichtung Preußens nicht mitwirken werde, aber diese werde sich ohne ihn vollziehen, denn Österreich sei rettungslos verloren, weil es keinen Feldherrn habe, der Napoleon die Spitze bieten könne. Er warnte ihn dringend vor einem Bündnisse mit Österreich, da es ihm den sicheren Untergang bereiten müsse.[3])

Infolge dieser Antwort war der König ganz ratlos darüber geworden, was er tun sollte. So kam es, daß er trotz der Siegesbotschaft von Aspern abwartete, was weiter von Österreich geschah, zumal da der Erzherzog seinen Sieg nicht ausnutzte.

---

[1]) Pertz: Das Leben Gneisenaus I, S. 500.

[2]) Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven, Bd. 75, S. 187.

[3]) Ebenda S. 190 und 191.

90. Brief der Königin Luise an ihren Vater, Mai 1809.

Daß die Königin trübe in die Zukunft schaute, erfahren wir aus dem schönen Briefe an ihren Vater vom Mai 1809,[1]) der uns zugleich ein Spiegel ihrer Gottergebenheit und ihrer Liebe zu Mann und Kindern ist:

„Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte, in sich gekehrt, wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden.“ Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen selbst verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest auf seinem jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er

[1]) Braun S. 153 ff., Küsel S. 129 ff., Frau v. Berg S. 297 ff., doch verlegte sie ihn ins Frühjahr 1808.

seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen; wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden, nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen

— wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngstgeborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ — Bis zu Tränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealistischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wann er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll;

körperlich entwickelt er sich ebenso gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es von Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist einmal eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, sowie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmut und den öfteren Tränen der Mutter. Besonders wohltätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisiere ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht bloß für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere, freimütige Borowski, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt darin.

Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter

Luise."

---

91. Die Schlacht bei Wagram und ihre Folgen.

Während der Erzherzog Karl nach der Schlacht bei Aspern seine Truppen verstärkte und sich nach dem Höhenrande bei Deutsch-Wagram zurückzog, rüstete Napoleon zu einem neuen Angriffe und zog von allen Seiten Verstärkungen an sich. Gegen den Erzherzog Johann, der von Italien zum Hauptheere der Österreicher heranzog, sandte er den Vizekönig Eugen. In den ersten Tagen des Juli standen 180000 Franzosen gegen 137000 Österreicher.

Um die Entscheidung herbeizuführen, bevor der Erzherzog Johann von Preßburg herankam, führte Napoleon in der Nacht vom 4. zum 5. Juli sein Heer über die Donau und griff noch am Abende des 5. Juli an, doch wurden seine Truppen zurückgeworfen. Am 6. Juli ging der Erzherzog trotz der Überlegenheit seiner Gegner zum Angriffe über. Sein rechter Flügel nahm Aspern und Eßling, um die Franzosen von der Donau abzudrängen, aber dem anfangs ebenfalls siegreich vorgehenden Zentrum gebot Napoleon Halt und warf den linken Flügel der Österreicher bei Markgraf-Neusiedel zurück. Daher mußten die Österreicher, wenn auch in bester Ordnung und ohne eigentlich geschlagen zu sein, zurückweichen. Als der Erzherzog Johann am Nachmittage mit 12000 erschöpften Kriegern auf dem Schlachtfelde eintraf — sie hatten 7 Meilen in 13 Stunden zurückgelegt — war der Rückzug von seinem Bruder schon angetreten.

Nach der Schlacht bei Wagram zog sich der Erzherzog Karl nach Znaim zurück und riet dringend zum Frieden. Am 12. Juli willigte der Kaiser Franz I. in eine Verhandlung über den Waffenstillstand und räumte Napoleon ein Drittel seiner Monarchie ein.

Die Niederlage der Österreicher bei Wagram drückte auch die Hoffnungen der preußischen Kriegspartei nieder. Betroffen war über den Abschluß des Waffenstillstandes auch die Königin Luise. „Ach

Gott, es ist viel über mich ergangen, du hilfst allein, ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade Germania!"[1]) sind Worte, die sich ihrem bekümmerten Herzen entrangen. „Die Königin ist bei all den schrecklichen Nachrichten wie ein Engel," schreibt die Gräfin Voß am 24. Juli 1809, „ihre Ergebung in den Willen Gottes und ihre Frömmigkeit lassen sie alles mit solcher Kraft und Sanftmut ertragen, daß es einem das Herz ergreift und erhebt."[2])

Trotz der vielen niederdrückenden Nachrichten aus dem Donaustaate blieb jedoch die Stimmung in Preußen noch so kriegerisch, daß der König das Heer in Übungslagern zusammenzog und, wenn auch widerstrebend, am 23. Juli den Obersten von dem Knesebeck mit der Ermächtigung an Franz I. sandte, falls Österreich noch kriegstüchtig und zum Abschlusse eines Vertrages bereit sei, der Preußen seine frühere Großmachtstellung zusichere, ein Bündnis zu schließen. Aber Stadion ließ sich zu einer solchen Zusage nicht bewegen, denn die Doppelherrschaft Österreichs über Italien und Deutschland ging ihm über alles.

Währenddessen hatten die Engländer, statt in Norddeutschland vorzugehen, ein Heer an der Küste von Holland gelandet, konnten aber Antwerpen nicht einnehmen und mußten nach schweren Verlusten, die zumal durch Krankheiten hervorgerufen waren, zurückkehren.

Der Waffenstillstand von Znaim fachte auch den Krieg in Tirol wieder an. Als nämlich der Marschall Lefèbre mit Übermacht nach Innsbruck vorrückte, erhoben sich die Bauern des „verwünschten Landes" zum dritten Male, vernichteten eine Herzoglich sächsische Abteilung nördlich von Brixen in der „Sachsenklemme" und eine bayrische im oberen Inntale und rückten nach heißen Gefechten am Iselberge am 15. August abermals in Innsbruck ein. Andreas Hofer verwaltete von hier aus als „Oberkommandant in Tirol" im Namen seines Kaisers das Land.

Der großartige Freiheitskampf der Tiroler erregte in allen deutschen Gauen die größte Bewunderung. Auch die Königin Luise gedenkt desselben in einem Briefe an Frau v. Berg im September 1809.[3])

„Der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden zur Ehre

---

1) Frau v. Berg a. a. O. S. 348.

2) Gräfin Voß a. a. O. S. 362.

3) Frau v. Berg a. a. O. S. 348—350. Braun S. 167 u. 168.

der Toten, zur Auszeichnung der Überlebenden und zur Nacheiferung der — anderen. Das ist ein Funke mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt.

Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tirol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!" Klingt 'diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für einer! Seine Waffe — Gebet, sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwert des Cherubs!

Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat! Ein Kind an Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind, doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen!

Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden wäre, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen?[1]) Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen, warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich."

Auch der Heldenkampf der Tiroler konnte das Kriegsfeuer in Österreich nicht mehr anfachen. Da Napoleon daran dachte, den Kaiser Franz durch seinen gefügigeren Bruder, den Großherzog von Würzburg, zu ersetzen, da ferner Preußen nicht den Krieg erklärte und Rußland zu einem Vergleiche mit Frankreich riet, da auch eine Seuche im Heere

[1]) Johannes v. Müller. Er wollte ein „Leben Friedrichs des Großen" schreiben, änderte aber nach einer Unterredung mit Napoleon zu Berlin seine politische Ansicht. Der Wechsel seiner Gesinnung trat bereits am 29. Januar 1807 hervor, als er in der Akademie eine Rede „De la gloire de Frédéric" hielt, die Roßbach nicht erwähnte. Umsonst bat ihn die Königin, an Preußen nicht zu verzweifeln. Napoleon bewog ihn, als Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts in westfälische Dienste zu treten.

wütete, so gab Franz I. den vom Sieger gestellten Forderungen nach und sandte den Fürsten Liechtenstein mit Vollmachten nach Schönbrunn.

Während man über die Höhe der Kriegskosten lange beriet, unternahm ein Jüngling von 18 Jahren, Friedrich Staps, der Sohn eines evangelischen Predigers in Naumburg, den Versuch, Napoleon bei einer Heerschau zu ermorden. Nach seiner Festnahme verhörte ihn der Kaiser selbst und war entsetzt über den grimmigen Haß bei einem evangelischen Deutschen. In aller Stille ließ er ihn daher vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen. „Fort aus diesem Lande! Wir sind hier von tausend Vendéen[1]) umgeben,“ rief Napoleon aus und setzte seine Kriegsforderung von 100 auf 85 Millionen herab, um schnell Frieden schließen zu können.

Kaiser Franz trat Salzburg mit Berchtesgaden und das Innviertel an den Rheinbund, Westgalizien und Krakau an das Herzogtum Warschau, Krain, den Südosten von Kärnten, Istrien, Dalmatien, Kroatien südlich von der Sau und den Banat an Frankreich ab. Von seinen „Illyrischen Provinzen“ aus konnte Napoleon hinfort mehr als bisher dem Sultan beistehen oder einen Druck auf ihn ausüben. Rußland erhielt wie ein Almosen einen kleinen Streifen Ostgaliziens.

Österreich war vom Meere abgeschnitten; das Schlimmste aber war die Preisgabe Tirols und die völlige Verarmung des Landes, das den Staatsbankerott erklären mußte.

Die treuen Tiroler verließen sich fest auf das ihnen feierlich verpfändete Wort ihres Kaisers. Umsonst ermahnte sie Erzherzog Johann, die Waffen niederzulegen, umsonst verkündigte König Max Joseph von Bayern eine allgemeine Amnestie. Zu dem felsenfesten Vertrauen auf das Versprechen ihres Kaisers kam der grimmige Haß gegen ihre Bedrücker und religiöser Fanatismus. Papst Pius VII., seiner weltlichen Macht beraubt,[2]) hatte den Bann gegen Napoleon geschleudert und war infolgedessen von französischen Truppen im Vatikan gefangen genommen und nach Savona gebracht worden. Hierüber waren die strenggläubigen Katholiken Tirols empört. Andreas Hofer, Speckbacher, Pater Haspinger und andere Geistliche boten zum letzten Male die ganze Bevölkerung gegen die von drei Seiten vorrückenden Franzosen, Bayern und Italiener auf, unterlagen aber endlich der Übermacht. Andreas Hofer flüchtete über den Brenner in eine Sennhütte seines Passeiertals; Speckbacher und Haspinger entkamen.

---

[1]) Über die Erhebung der königstreuen Vendée siehe Seite 11.

[2]) Siehe Seite 281.

Tirol wurde in drei Teile geteilt. Der Süden bis zum Brenner kam an das Königreich Italien, das Pustertal an die Illyrischen Provinzen, der Rest verblieb Bayern.

Während des Krieges mit Österreich waren die Kämpfe in Spanien für die Franzosen nicht ungünstig verlaufen. Wellesley (Wellington) mußte schließlich nach Portugal zurückweichen. Spanien blieb jedoch die offene Wunde am Körper Frankreichs.

92. Reise des Kronprinzen durch Ostpreußen und einen Teil Westpreußens.

Im Sommer des Jahres 1809 unternahm der Kronprinz in Begleitung seines Lehrers Delbrück und seines Gouverneurs, des Oberstleutnants v. Gaudi, eine Reise durch Ostpreußen,[1]) um hierbei die Schlachtfelder zu besichtigen. Am 26. Juni begann die Fahrt im Postwagen nach Friedland. Das Schlachtfeld wurde beritten. An den Bäumen sah man noch die Spuren der Kugeln. Weiter ging die Reise nach Angerburg zur Besichtigung des Schlosses Steinort und der masurischen Seen, ferner nach dem Wallfahrtsort Heilige Linde, dem halbzerstörten Städtchen Liebstatt, Mohrungen, Saalfeld, dem Rittergute Finckenstein im Kreise Rosenberg, dessen Besitzer Obermarschall Graf Alexander zu Dohna sie gastlich aufnahm, weiter über Rosenberg, Riesenburg nach Marienwerder, Marienburg, Elbing, Schlobitten, wo die Grafen Dohna aus Schlodien und Schlobitten sie empfingen und sie auch nach Lauk und Schlodien einluden; auf der Rückreise wurde schließlich von Pr. Eylau aus das Dorf Kutschitten[2]) besichtigt. Am 11. Juli gelangte der Kronprinz mit seinen Begleitern, froh der empfangenen Eindrücke und der herzlichen Aufnahme in Stadt und Land, wieder in Königsberg an. Oft hatte der Kronprinz an seine Eltern geschrieben und Briefe von ihnen unterwegs erhalten. So antwortete die Königin, obwohl bettlägerig krank, ihrem Sohne am 15. Juli 1809:[3])

„Mein lieber Fritz!

Ich habe sehr viel gelitten, seit Du uns verlassen hast. Das ist auch die Ursache, warum ich Dir nicht geantwortet habe auf Deinen lieben Brief. Er hat mir sehr viel Freude gemacht, mein geliebtes Kind, wie alles, was mich Deiner Liebe und Deines Andenkens

[1]) Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 230—244.

[2]) Siehe Seite 135.

[3]) Faksimile des Briefes bei Delbrück a. a. O. Bd. 40 zu S. 224.

versichert. Ich bin überzeugt, daß Du meiner Lehren gewiß eingedenk geblieben bist und daß das Zeugnis Deiner Herren so ausfallen wird, wie Du es zu wünschen scheinst und wie es mein mütterliches Herz hofft. Nur indem man seine Kinder auf ihre Pflichten aufmerksam macht, sie mit den Verhältnissen der Welt bekannt macht und sie dazu anhält, ihre Schuldigkeit zu tun, sie auf alle Art zu bilden, nur so liebt man seine Kinder. Und so liebe ich Dich, mein teurer Sohn, mein guter Fritz! Dich einst glücklich zu sehen, ist mein einziger Wunsch. Glücklich kann man nur werden durch sein Bewußtsein; und Dir dieses rein zu erhalten, immer die Gewißheit zu bewahren, „ich habe Recht getan, meine Pflicht erfüllt," dies ist mein Bestreben sowie das Deines geliebten Vaters, der Dich herzlich küsset. Deine Geschwister alle sagen Dir tausend Zärtliches sowie Cousin und Cousine. Luise gehet seit 4 Tagen allein und ist lieblicher als jemals. Der Onkel George sagt Dir tausend Schönes, und die Voß freut sich aufs Geschenk.

Ich drücke Dich an mein Herz und bin Deine treue Freundin und zärtliche Mutter

Luise.

Deinen Herren viel Komplimente. Heute ist das Fieber zum dritten Mal ausgeblieben, und ich erhole mich." —

---

93. Die Rückkehr des Königs und der Königin nach Berlin.

Durch die während des österreichischen Krieges vorgenommenen Rüstungen, besonders aber durch den klar zu Tage getretenen Kampfeseifer und die Versuche, das Land gewaltsam zum Bunde mit dem Donaustaate fortzureißen, geriet der König nach dem Frieden von Schönbrunn in große Bedrängnis.

Seit der Niederwerfung Österreichs, dessen Finanzen vollständig zerrüttet waren, und seit dem Rücktritt Stadions brauchte Napoleon auf Rußland nicht mehr besondere Rücksicht zu nehmen. Die beginnende Lösung der Freundschaft bedeutete daher auch für Preußen neue Gefahr.

In drohendem Tone forderte Napoleon die rückständigen Zahlungen nebst Zinsen und verhöhnte eine Geldnot, die den König nicht an unnützen Rüstungsausgaben gehindert habe.

Den Groll Napoleons benutzten die Gegner aller Neuerungen in der Umgebung des Königs, die „Maulwürfe", wie sie Boyen nennt,[1]) um zu einer Verlegung der Residenz von Königsberg nach Berlin zu

[1]) Friedrich Nippold: Erinnerungen aus dem Leben Boyens I, S. 370.

raten. Ihnen gesellten sich die Ängstlichen zu, die nur in der unbedingten Hingabe an Frankreich das Heil Preußens sahen. Vergeblich wiesen die Männer der Tat mit Recht darauf hin, daß für die Selbständigkeit des Staates und damit auch für diejenige der Hohenzollern der Aufenthalt in Berlin gewiß nicht günstig sei. So lange Friedrich Wilhelm in Königsberg blieb, war er Napoleon gegenüber unabhängiger; jede Willfährigkeit gegen ihn erschien freiwilliger, als eine solche von den Ufern der Spree. Mit dem Aufenthalt in Berlin änderte sich aber seine Stellung vollständig, da er hier als ein durch die Besatzungen von Magdeburg, Stettin und Küstrin bewachter Gefangener erschien, den jeden Augenblick — wenn Napoleon aus Politik das Aufhören Preußens forderte — eine Anordnung über seine Thronentsetzung erreichen konnte, ohne daß Widerstand möglich war. In Wahrheit lieferte sich so der Hof mit gebundenen Händen Napoleon aus.[1])

Die Königin Luise stand diesmal nicht auf Seiten der Entschiedenen. Sie hatte sich stets nach Berlin und den andern trauten Stätten ihres einstigen Glückes gesehnt. Die Not ihres Volkes und die Sorge für die Zukunft ihrer Familie hatten auch ihre Gesundheit angegriffen. Sie fröstelte und war wiederholt bettlägerig krank. Die Rauheit des ostpreußischen Klimas gab sie mehrfach in ihren Briefen als Grund für ihre Kränklichkeit an und erhoffte ein besseres körperliches Wohlbefinden in der Hauptstadt. Daher hatte sie schon am 4. November 1807 sogar an Napoleon selbst einen Brief gerichtet,[2]) „der ihn erweichen und vielleicht aus persönlichem Mitleid mit ihrem Zustande und ihrer Gesundheit bewegen konnte, ihr den Weg nach Berlin zu erleichtern". Dieses Schreiben hatte den Kaiser, der nach Italien abgereist war, nicht mehr in Paris getroffen, und der preußische Gesandte von Brockhausen hatte es nicht nachgesandt,[3]) im Glauben, man wolle in Memel die französischen Forderungen annehmen, und ärgerlich darüber, daß Prinz Wilhelm unterwegs war, um persönlich Preußens Wünsche vorzutragen. Die Königin war über Brockhausens Lässigkeit sehr unwillig, wurde aber dadurch nur vor einer neuen Enttäuschung bewahrt.

Der König hatte an die Übersiedelung nach Berlin schon früher gedacht. Am 22. Februar 1809 besuchte er den Ball der Offiziere,

---

[1]) Friedrich Nippold: Erinnerungen aus dem Leben Boyens S. 371 u. 372.

[2]) Luise meldete es ihrem Bruder am 17. Dezember. (Bailleu, Briefe der Königin Luise. Deutsche Rundschau 1900, S. 436.)

[3]) Hassel: Gesch. der preuß. Politik I, S. 78.

„da er ihn," sprach er bei Tische, „wie einen Abschiedsball ansehe." Es war das erste Mal, daß er der Reise nach Berlin durch Anspielung gedachte.[1])

Die Königin schrieb im August 1809, als ihr Bruder Georg bei ihr zum Besuche war und sie ihre Schwester Friederike erwartete, an ihre Freundin Frau v. Berg: „Ging es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht' ich jetzt gleich zieh'n. Es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt und nach meinem Charlottenburg."

Nachdem die Königin am 4. Oktober von einem Prinzen entbunden war, der in der Taufe die Namen Friedrich Heinrich Albrecht erhielt, meldete sie am 24. November 1809 ihrem Bruder Georg ihre bevorstehende Übersiedelung in die liebe alte Hauptstadt.[2]) Ihre Freude hierüber ist allerdings mit einer gewissen Bangigkeit gepaart.

„Ich habe seit langem nicht mit so vielem Vergnügen die Feder ergriffen, wenn ich an Dich schrieb, als heute. Es geschieht, um Dir unsre nahe Rückkehr nach Berlin zu verkünden. Ich schicke Dir (zur Überbringung dieses Briefes) sogar einen reitenden Eilboten aus Berlin, damit Du ganz bestimmt nicht den Tag unserer Ankunft in der guten Stadt verfehlst; (ich tue dies), da ich fürchte, daß die gewöhnliche Fahrgelegenheit durch die Post zu langsam sein wird. Aber kannst Du Dir denken, mein heißgeliebter Georg, daß mitten in dieser unaussprechlichen Freude, mich bald in dem lieben Berlin zu befinden, vereinigt zu sein mit einem großen Teile meiner Familie, mich ein Krampf im Herzen ergreift, eine Seelenangst, die mich Unglücksfälle vor oder nach diesem so sehr ersehnten Augenblicke besorgen läßt? Du wirst vielleicht sagen, das Nichtgewöhntsein von Glück mache mich zaghaft und furchtsam; oft überrasche ich mich auch dabei, auf diese Art mich zu stärken und mich durch diesen Gedanken zu trösten zu suchen, aber unglücklicherweise nützt dies nichts. Zerstreut für einen Augenblick, fallen meine Besorgnisse mit verdoppelter Gewalt auf mein Herz zurück.

Laß uns vielmehr zu tröstlicheren Bildern zurückkehren, zu dem Gedanken, der bald verwirklicht werden wird, (nämlich) Dich in meine Arme zu schließen. Wir gedenken von hier den 14. oder 15. Dezember abzufahren und mit Gottes Hilfe am 23. gegen Mittag in Berlin

---

[1]) Delbrück a. a O. Bd. 40, S. 161.

[2]) Die erste Hälfte des Briefes ist französisch, die zweite deutsch. (Bailleu a. a. O. S. 443 u. 444.)

einzutreffen. Es wird einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man recht daran denkt, sage ich noch einmal.[1]) Du mußt also spätestens am 20. in Berlin sein, um Dich am 21. auszuruhen und um am 22. mit der Berg in Freienwalde sein zu können, wo wir die Nacht als auf unserer letzten Station vor unserem Einzuge in Berlin bleiben werden, und wohin Du in der Nacht reisen wirst, um bei unserem Empfange am Palais zurück zu sein. Es gibt überhaupt zwei Augenblicke, an die ich nicht denken kann, ohne Tränen im Auge zu fühlen, das ist, wenn ich zum erstenmal die Türme von Berlin sehen werde, und dann, wenn mein Wagen den Weg links von der Brücke einschlagen wird und ich die Rampe des Palastes hinaufsteigen werde.[2]) Jetzt brülle ich, indem ich das schreibe. Gott! Allmächtiger, stärke mich, daß ich unter den vielen Gefühlen des Glücks und des Unglücks nicht erliege! — Das ist mein innigstes Gebet zu Gott. Und habe ich nicht Ursache dazu? Ich finde alles noch so, wie ich es verließ — und alles ist doch so anders."

Als der Magistrat von Berlin die Königin in einem Schreiben vom 5. Dezember bat, zum Einzuge in die Hauptstadt einen „zwar nicht prachtvollen, aber mit Geschmack verzierten Wagen nebst dem dazu gehörigen, auf gleiche Art gearbeiteten Pferde-Geschirr annehmen zu wollen und ihn „durch eine Deputation der Stadtverordneten nach dem letzten Dorfe vor Berlin entgegenschicken" zu dürfen, hatte sie innige Freude über die treue Bürgerschaft empfunden und ein froh klingendes Dankschreiben am 11. Dezember 1809 abgesandt:[3])

„Meine Herren! Sie sind überzeugt, daß Sehnsucht und Freude mich nach Berlin begleiten. Die schönste Entschädigung für die lange, schmerzliche Trennung ist die Anhänglichkeit und Liebe, wovon ich einen neuen rührenden Beweis durch Ihre schriftliche Versicherung vom 5. d. M. von der guten, treuen Bürgerschaft Berlins erhalte. Mit Vergnügen und herzlicher Dankbarkeit nehme ich das mir angekündigte Geschenk an, das als Beweis erprobter Liebe meinem Herzen stets teuer und durch den ersten Gebrauch, welchen ich davon machen werde, von unvergeßlichem Werte sein wird. Empfangen Sie als würdige Repräsentanten einer so achtungswerten Bürgerschaft meinen lebhaftesten Dank und bezeugen Sie dieser solchen mit der Versicherung, daß ich den Tag mit Ungeduld erwarte und unter die feierlichsten meines

[1]) Dieser Satz ist deutsch, die Fortsetzung wieder französisch.

[2]) Bis hierher französisch, dann wieder deutsch.

[3]) Braun a. a. O. S. 174. Das Schreiben des Magistrats ebenda S. 175 (Anmerkung).

Lebens zählen werde, der mich in die Mitte meiner guten, treuen Berliner zurückführt und an welchem ich Ihnen, meine Herren, mündlich die Achtung und das wohlwollende Vertrauen bestätigen kann, womit ich bin

Ihre gnädige Königin Luise."

Schwermütiger aber klingt der Brief an ihre Schwester Friederike:[1])

„So werde ich denn bald wieder in Berlin sein und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Tränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platze finde und daß doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen; ich hoffe, es soll anders werden."

Mit der Übersiedelung nach Berlin trat Delbrück von seinem Amte als Erzieher des Kronprinzen zurück. Die Königin dankte ihm am 3. Dezember mit folgendem eigenhändigen Schreiben:[2])

„Empfangen Sie auch meinen innigsten, tiefgefühlten Dank, mein lieber Herr Delbrück, für die Sorge, die Sie mit so vieler Treue an meinem Sohne bewiesen haben. Gewiß, es ist meinem mütterlichen Herzen nicht entgangen, wie Sie immer bemüht waren, Tugend und Religion in dem zarten Herzen meines geliebten Kindes als Grund seines ganzen Seins früh einzugraben. Worte sind nicht hinreichend, um die Gefühle der dankbaren Mutter auszudrücken, da Sie dadurch gewiß das Glück meines Sohnes gegründet haben, so wie Sie auch die ersten und wichtigsten Grundlagen zu den Kenntnissen gelegt, die ihm in seiner Lage und auf dem hohen Standpunkt, auf welchen die Vorsehung ihn gestellt hat, so erforderlich sind. — Sobald ich nach Berlin komme, sende ich Ihnen mein Portrait als ausgezeichneten Beweis meiner Achtung und meiner Erkenntlichkeit. Mit diesen Gesinnungen bin ich

Ihre Freundin

Luise."

---

[1]) Frau v. Berg a. a. O. S. 354 u. 355.

[2]) Faksimile bei Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 256.

Der Kronprinz wurde durch die bevorstehende Trennung derartig erregt, daß er krank wurde und flehentlich um Widerruf des Befehles bat:

„Liebster, bester Vater!

Wenn Sie mich und meinen einzigen, würdigsten Delbrück lieben, wenn Sie wünschen, daß ich wieder soll gesund werden, so trennen Sie mich nicht von ihm. Ich kann wirklich nicht ohne ihn glücklich sein. Glauben Sie nicht, liebster Vater, daß dies nur ein vorübergehender Schmerz ist. Nimmer, nimmer werde ich ihn vergessen können. Er ist der beste, liebenswürdigste Mann, den ich je gesehen habe. Erlauben Sie wenigstens, daß Delbrück mich bis Berlin begleitet; denn fortzureisen und ihn hier zu lassen, ist mir unmöglich. Neun Jahre schon ist er bei mir gewesen. Mit einer unbeschreiblichen Liebe und Geduld hat er mich in allem, was in seinen Kräften stand, unterrichtet, und ganz gewiß so vortrefflich, wie's kein andrer im stande ist. Auch für ihn würde es eine wahre Belohnung sein, wenn er bei mir bliebe. Ich sage Ihnen gewiß kein unwahres Wort. Er und ich sind wahrhaftig eins. Es würde einerlei sein, ob er von mir oder ein Glied von meinem Körper getrennt würde. — Liebster, bester Vater, ich habe Ihnen mein ganzes Herz ausgeschüttet. Schlagen Sie nicht diese allerdringendste Bitte ab Ihrem

treu gehorsamen Sohne

Fritz."

(Königsberg d. 3. Dez. 1809.)

Tief gerührt von der Anhänglichkeit seines Sohnes an seinen Lehrer, antwortete der König ihm schon am nächsten Tage:

„Daß Dir die Trennung von einem Manne schwer werden muß, der sich seit 9 Jahren mit unablässigem Eifer um Deine Erziehung verdient gemacht hat, fühle und billige ich gewiß vollkommen. Die Gesinnungen der Dankbarkeit, die Du Herrn Delbrück schuldig bist, machen Deinem richtigen Gefühl Ehre, da er sich allerdings Deiner Liebe und Achtung wert bewiesen hat.

Da indessen im Laufe Deiner und einer jeden Erziehung ein Zeitpunkt eintritt, wo man sich von seinem ersten Erzieher trennen muß, um seine fernere Ausbildung, auf die frühere gegründet, unter anderen Verhältnissen fortzusetzen und zu vollenden, so ist dieses, da Du ohnlängst in Dein 15tes Jahr getreten bist, mit Dir jetzt der nämliche Fall. Auch Delbrücken kann dieser Abschnitt nicht unerwartet gekommen sein, da er ihn voraussehen mußte.

Das Vertrauen zu mir, als Deinem Dich gewiß herzlich liebenden Vater, muß Dir schon allein verbürgen, daß ich gewiß nie andere Beschlüsse als solche fassen werde, die Dein Bestes, das Du aber immer selbst einzusehen imstande bist, zum Grund und Gegenstand haben.

Bei kälterer Überlegung wirst Du Dich von diesem allem gewiß ohne Mühe überzeugen können, daher auch in der von mir getroffenen Verfügung keine Abänderung stattfinden kann, und erwarte ich, daß Du Dich als ein gehorsamer Sohn mit Vernunft in Dein neues Verhältnis wirst zu schicken wissen.

Lebe wohl; ich hoffe, daß Deine Unpäßlichkeit nicht von Dauer sein wird."[1])

Nicht ohne Besorgnis über die leidenschaftliche Trauer ihres Sohnes schrieb auch die Königin ihrem Sohne an demselben Tage:

„Du kannst unmöglich an meiner innigsten Zärtlichkeit für Dich zweifeln, lieber Fritz; deshalb habe ich Dir auch diese Zeilen geschrieben. Füge Dich in den Willen Deines Dich ebenso zärtlich liebenden Vaters, der, was er beschloß, reiflich überlegte. Du teilst gleiches Schicksal mit Deinem Cousin, der sich auch jetzt von Reimann trennt und der, wie es sich verhält, sich gehorsam in den Willen des Königs fand. Dein Schmerz ist gerecht, natürlich und macht Dir Ehre. Es wäre mir sehr leid, wenn Du unerkenntlich gegen Delbrücks Pflege geblieben wärest; aber ebenso gewiß erwarte ich von Delbrück, daß er Dich auf die natürliche Idee zurückgebracht hat, daß diese Trennung vorherzusehen war, da sich Zöglinge immer von ihren Erziehern trennen müssen und sie Delbrück dieselbe schon längst selbst viel früher erwartete. — Ich wünsche bald zu hören, daß es Dir besser gehet, da Du seit gestern morgen krank bist. Auch ich bin nicht wohl und habe einen starken Katarrh, der noch im Zunehmen ist. Adieu! Ich bin Deine treue

Mutter und Freundin

Königsberg, den 4. Dezember 1809. Luise."[2])

Am 7. Dezember 1809, acht Tage vor ihrer Abreise, besuchte die königliche Familie noch das Königsberger Waisenhaus,[3]) das ein Schüler Pestalozzis, der Oberschulrat Zeller, in eine Anstalt zur Bildung künftiger Landschullehrer umgewandelt hatte. Zwei Stunden waren der Besichtigung der Schule und dem Zuhören des Unterrichts zugedacht, doch blieben die Majestäten die doppelte Zeit. Die Königin

---

[1]) Die Faksimile beider Schreiben bei Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 272.
[2]) Das Faksimile bei Delbrück a. a. O. Bd. 40, S. 280.
[3]) Scheffner: Mein Leben, S. 311 und 406.

fühlte, daß Pestalozzis Streben, durch eine tief eingreifende Verbesserung der Erziehung, die die Gesamtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder entwickele und der guten Gesinnung sowie dem Können den Vorzug vor dem bloßen Wissen gebe, allein den Übeln der Zeit steuern könne und daß die neue Erziehung und Heranbildung der preußischen Jugend dazu beitragen werde, dem Volke Mut und Kraft und Gottvertrauen in der rechten Stunde einzuflößen und zu nähren.

Die Schriften des berühmten Pädagogen waren ihr nicht unbekannt. Im Sommer 1809 hatte sie ihrer Freundin Frau v. Berg geschrieben: „Ich lese jetzt Lienhardt und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Tränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind! — Ja inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen."

Am 9. Dezember 1809 wohnten noch der König und die Königin unter großer Teilnahme der Bürger der Eröffnung des neuen Theaters bei, das an Stelle des am 1. Juli 1808 abgebrannten erbaut war.[1])

Am letzten Sonntage ihres Königsberger Aufenthaltes besuchten die Majestäten den Gottesdienst in der Schloßkirche. Die Predigt hielt auf Befehl des Königs der Prediger der Neuroßgärter Gemeinde Borowski.[2])

Von den Geistlichen der alten Krönungsstadt war er dem Königspaare am liebsten. Trotz seiner Strenggläubigkeit wollte er von dogmatischen Predigten nichts wissen und suchte durch die Einfachheit des Aufbaues seiner Rede auf seine Zuhörer zu wirken. In ihm sah der König den Charakter des geistlichen Standes ausgeprägt, wie er sein soll: fest, milde und heiter, einfach und aufrichtig. „Er bewies mir, daß die göttliche Weltregierung gebesserte Völker noch immer wieder erhöhet und noch immer die hochmütigen, verderbten gedemütigt hat. In Zeiten äußerer und innerer Nöte hat er mir den Glauben gestärkt

[1]) Armstedt: Geschichte der Königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Stuttgart, Hobbing & Bühle, 1899, S. 288.

[2]) Benrath: Erzbischof Borowski und das preußische Königspaar. Deutsch-evangelische Blätter, 32. Jahrgang, Halle a. S., Eugen Strien, 1907, S. 185ff.

und mir die geschwundene Hoffnung wieder auf festem Grunde, nämlich dem einer religiösen Überzeugung, verankert."[1])

Borowski hatte auch das Vertrauen der Königin in hohem Maße gewonnen. „Ich habe sehr viel Vergnügen gehabt, den würdigen Borowski kennen zu lernen," schrieb sie am 2. Mai 1809 an den Kriegsrat Scheffner, „es ist ein braver, kluger, angenehmer Mann, mit dem ich mich lange mit vieler Freude und Herzlichkeit unterhielt, mir zu wahrer Erbauung."[2]) Bald teilte sie ihm schriftlich die Gedanken mit, die sie bewegten, und befragte ihn über Stellen der Heiligen Schrift oder über eine eben gehörte Predigt. So gern hörte sie ihm zu, daß sie ihn sogar bat, auch ungeladen sich zum Tee einzufinden. Trotzdem kam er nie ohne eine besondere Aufforderung, und als die Königin ihm einmal freundliche Vorwürfe darüber machte, antwortete er mit dem Schriftworte: „Dränge Dich nicht in der Könige Häuser!" aber er sagte es so, daß es nicht als eine unangenehme Wahrheit klang. „Er hat mich zu einer gewissen, bestimmten und positiven Festigkeit gebracht, ohne mir den Sinn der Achtung und Schonung für allgemeine liberale und freie Ansichten zu nehmen," sagte von ihm Luise.

In der Abschiedspredigt dankte Borowski Gott auch für die Tage der Heimsuchung und der Trauer, „denn Du," so lautete sein Schlußgebet, „hast uns doch hindurchgebracht, so daß wir im innigsten Gefühl heute bekennen: Bis hierher hat der Herr geholfen! So siehe nun den Bund, den der König und sein Volk vereinigt vor Deinem Angesicht machen".[3])

Der König und die Königin boten ihrem treuen Seelsorger nach der Predigt bewegt die Hand zum Abschiede.[4])

Der 15. Dezember beendete den Aufenthalt des Hofes in Königsberg. „Es war," schrieb Stein der Prinzessin Wilhelm,[5]) „eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem besseren und edleren Zustande der Dinge."

---

[1]) Diese Worte, überliefert von Eylert (a. a. O. I, S. 213), geben wohl den Inhalt des Gespräches mit dem Könige wieder, sind aber schwerlich genau so gesprochen.

[2]) Braun, S. 150.

[3]) Benrath a. a. O. S. 194 u. 195.

[4]) Dankbar hat der König auch in späteren Jahren Borowskis gedacht. Am 19. April 1829 ernannte er den fast neunundachtzigjährigen Geistlichen, der noch immer rüstig sein Amt versah, zum Erzbischof und verlieh ihm am Krönungstage 1831 den Schwarzen Adlerorden. Benrath a. a. O. S. 197 u. 198.

[5]) Pertz: Das Leben Steins II, S. 474.

Bevor der König Altpreußen verließ, sprach er noch der Bürgerschaft von Königsberg und Memel seinen königlichen Dank für die seinem Hause bewiesene Treue aus. Da die Beförderung des Hofes nach Berlin eine große Pferdezahl erforderte, so hatte der König den Aufbruch in drei Abteilungen befohlen. Am 13. Dezember 1809 reisten die sieben Kinder der Majestäten sowie die beiden Kinder des Prinzen Ludwig, des verstorbenen Bruders des Königs (Friedrich und Friederike), begleitet von ihren Gouverneuren und Lehrern und dem Leibarzt Geheimrat Dr. Hufeland, voraus. Am 15. Dezember folgten der König und die Königin mit ihrem Gefolge in 10 Wagen und am 16. Dezember 10 Gepäckwagen. Die Reise ging über Heiligenbeil, Marienwerder, Tuchel, Neu-Stettin, Dramburg, Stargard und Freienwalde.

Das Königspaar traf am 21. Dezember in Stargard ein, wohin eine große Menge von Menschen geströmt war. Zu ihnen gehörten auch der 71 Jahre alte Nettelbeck und sein gleichgesinnter Freund Kaufmann Gölckel. Beim Einzuge der Majestäten stand Nettelbeck auf der hohen Vortreppe eines Hauses unter den Bürgern, bekleidet mit der Admiralitätsuniform, die der König dem alten Seemann zu tragen erlaubt hatte,[1]) und geschmückt mit dem Verdienstorden. Daran erkannte ihn Friedrich Wilhelm und rief seiner Gemahlin zu: „Ob das nicht der alte Nettelbeck ist?" Der Flügeladjutant, Oberstleutnant von Borstell, führte ihn und Gölckel in des Königs Audienzzimmer, wo auch der General von Blücher harrte.[2]) Die Majestäten traten ein und ließen sich die Anwesenden vorstellen. Als sie zu den beiden Bürgern gekommen waren, sagte der König: „Nicht wahr, der alte Nettelbeck?" und dann, während sie sich verbeugten, „die Colberger sind mir willkommen." Nachdem Nettelbeck den Dank seiner Vaterstadt für den Erlaß der Kriegssteuer ausgesprochen hatte, sprach der König: „Colberg hat sich bereits im Siebenjährigen Kriege treu gehalten, hat sich dadurch meines Großoheims Liebe erworben. Auch jetzt hat es das Seinige getan; und wenn ein jeder so seine Pflicht erfüllt hätte, so wäre es nicht so unglücklich ergangen. Ich weiß es, wenn einmal früh oder spät es die Umstände gebieten, werden die

---

[1]) Die Erlaubnis zur Anlegung der See-Uniform war Nettelbeck auf Gneisenaus Antrag Ende 1808 vom Könige erteilt worden. Pertz: Das Leben Gneisenaus I, S. 369.

[2]) Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. C. L. Haken. 2. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1845, Seite 459—463.

Colberger auch gern wieder für mich auftreten.“ In seinem überströmenden Gefühl schlug der greise Seemann mit der Hand aufs Herz und rief aus: „Ew. Majestät, dazu lebt der freudige Mut in uns und unsern Kindern, und verflucht sei, wer seinem Könige und seinem Vaterlande nicht treu ist!“ Bald darauf näherte sich auch die Königin und trat neben ihren Gemahl. „Wir haben uns heute schon gesehen,“ redete sie ihn an. „Nicht wahr?“ fiel der König ein, „ich hatte doch recht geraten.“ Dann sprach Luise ihre lebhafte Freude aus, den treuen Patrioten kennen zu lernen; Gneisenau habe ihr viel Gutes von ihm erzählt. „Ich bin gewiß recht froh, Sie hier zu sehen und persönlich kennen zu lernen.“

Nachdem der König die Parade über die Truppen abgehalten hatte, wurde Nettelbeck noch zur königlichen Tafel gezogen. Als er sich verabschieden wollte, führte ihn Friedrich Wilhelm in ein Nebenzimmer, wohin auch die Königin folgte. Etwa eine halbe Stunde hatte der Greis im Gespräch mit den Majestäten verweilt, als ihm die schmerzliche Empfindung kam: „Wie unglücklich ist doch mein König!“ und er rief aus: „Ach, wenn ich Ew. Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und bedenke das Unglück, was Sie noch immer so schwer zu tragen haben, dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen. Gott erhalte Eure Majestäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese harte Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen.“ Bei diesen Worten senkte der König sein Haupt auf die Brust, und die hellen Tränen entfielen seinen Augen; die Königin aber streichelte ihm still die Wangen und weinte auch.

„Dieser erschütternde Anblick lockte auch mir die Zähren in die alten Augen,“ schreibt Nettelbeck, „mein Herz ward immer weiter, und ich sprach zu der hohen, herrlichen Frau: „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin, zum Troste meines Königs; denn ohne Sie wäre er schon ganz vergangen in seinem Unglück.“ — So standen wir beiderseits noch einige Minuten in herzinniger Bewegung, ohne daß unsere Augen trocken wurden. Nachdem ich mich jedoch ein wenig gefaßt hatte, drückte ich Ihren Majestäten meinen gerührten Dank aus für so viel erwiesene Gnade, und noch im Abgehen rief der König mir nach: „Halten Sie bei Ihrer guten Bürgerschaft auf Sitte und gute Ordnung!“ Mit der Antwort: „Daran soll es nicht mangeln,“ schied ich von dannen.

Am 23. Dezember gegen Mittag gelangten die Majestäten in Weißensee, dem letzten Dorfe vor Berlin, an, wo die Abgesandten der

Bürgerschaft sie vor einem Landhause erwarteten. Junge Mädchen streuten ihnen Blumen bis zu dem Hause, wo für sie ein Frühstück bereitet war. Nach dem Imbiß stieg der König zu Pferde, und die Königin setzte sich in den ihr geschenkten Wagen,[1]) der inwendig mit veilchenblauem Sammet, Luisens Lieblingsfarbe, gepolstert war und von acht Schimmeln gezogen wurde. In ihrem Wagen hatten die elfjährige Prinzessin Charlotte, der achtjährige Prinz Karl, ihre Nichte Prinzessin Friederike und die Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß noch Platz genommen. Militär und Bürgerwehr bildeten Spalier. Voran ritt der König in der Uniform seiner Garde, den Grüßenden fortwährend dankend, hinter ihm der Kronprinz und Prinz Wilhelm, dann inmitten der Generale Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes und vornübergebückt im Sattel saß.[2]) Hierauf folgte Garde zu Fuß und der Wagen der Königin. Die hohe, vielgeprüfte Frau konnte sich der Tränen nicht erwehren. So sah man mehr vor Wehmut und Schmerz feuchte, als vor Freude glänzende Augen.

Am Eingang zum Schlosse erblickte Luise ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg; freudig trat er heran, hob sie aus dem Wagen und schloß sie voll Liebe in seine Arme.[3]) Weinend hing sie am Halse ihres geliebten Vaters, dem sie so oft alle Freude, aber auch alles Leid ihres Lebens gebeichtet hatte. Als die Königin sich auf dem Balkone des Schlosses dem grüßenden Volke zeigte, bemerkte Arndt an den rotgeweinten Augen, daß tiefer Gram mit der Freude sich gepaart hatte.[4]) Am Abende des Einzuges fand eine allgemeine Erleuchtung der Stadt statt.

94. Auszeichnung patriotischer Männer durch die Königin Luise.

Am 1. Weihnachstage nachmittags 6 Uhr erschien das Königspaar in dem Opernhause und wurde mit dem Gesange eines von Zacharias Werner gedichteten Festliedes begrüßt. Glucks „Iphigenia in Aulis“ wurde zum erstenmal gegeben. Nach dem ersten Akte entfernten sich die Majestäten, um auch der Aufführung im National-

[1]) Gräfin von Voß (zum 23. Dez.) a. a. O. S. 365. Frau v. Berg a. a. O. S. 355.

[2]) Ernst Moritz Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig, Weidemann, 1842, S. 112.

[3]) Frau v. Berg a. a. O. S. 357.

[4]) Arndt, Seite 112.

Theater (Schauspielhause) beizuwohnen. Für diesen Abend hatte Iffland einen Einakter „Der Verein" gedichtet, an den sich das Schauspiel „Die beiden Freunde" anschloß. Beim Eintritt des Königspaares in die Hofloge erhoben sich alle Anwesenden von den Sitzen; ein Freudenruf erscholl, die Herren schwenkten die Hüte, die Damen wehten mit den Tüchern. Der kleine Einakter wies auf die Anhänglichkeit des Volkes an sein Herrscherhaus hin, die durch das gemeinsam getragene Unglück nur gestärkt worden war, und machte auch auf die Majestäten einen tiefen Eindruck. Nachdem der Vorhang gefallen war, rief der Kammerherr v. Schilden den Darsteller der Hauptperson, Iffland selbst, in die Königsloge. Die Königin dankte ihm, daß er ihren Geburtstag „wenigstens durch die Blume[1]) gefeiert" habe, und reichte ihm die Hand, die Iffland küßte. Auch der König und der Herzog von Mecklenburg drückten ihm die Hand, und der König sprach ihm seine Anerkennung aus für seine patriotischen Bemühungen um die Erhaltung der deutschen Bühne in Berlin und für seine Treue, die er in harter Zeit bewahrt habe. Beim Ordensfeste am 18. Januar 1810 erhielt Iffland den roten Adlerorden. Er war der erste Schauspieler, der mit einem Orden geehrt wurde.

Auch der greise Ober-Konsistorialrat Erman, der 1806 einem Napoleon gegenüber ritterlich für seine Königin eingetreten war, wurde damals mit einem Orden bedacht und zur Tafel geladen. Die Königin trat selbst zu ihm heran, um mit ihm anzustoßen, wobei sie folgende Worte sprach: „Ich kann mir die Genugtuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als alles schwieg, den Mut hatte, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen".[2])

Die Anhänger des Alten waren über solche Neuerungen entsetzt. Bis vor Jahresfrist hatte es nur eine Klasse des roten Adlerordens gegeben, wie es bei dem schwarzen Adlerorden der Fall war, und nur Fürsten, Ministern, Bischöfen und höheren Offizieren war eine derartige

---

[1]) Frau v. Berg a. a. O. S. 405. Als eine öffentliche Feier des Geburtstages der Königin im Jahre 1808 von den französischen Behörden in Berlin verboten war, hatte Iffland sich eine Rose an die Brust gesteckt, war an die Rampe getreten und hatte auf die Königin der Blumen gewiesen. Die Zuschauer verstanden die Blumensprache und klatschten laut Beifall. Infolgedessen erhielt Iffland auf Befehl des französischen Gouverneurs zweitägigen Hausarrest. Aus den Berliner Zeitungen erfuhr es der Hof am 17. März 1808. Delbrück a. a. O. Bd. 37, S. 482.

[2]) Frau v. Berg a. a. O. S. 406. Vergleiche Seite 125.

Auszeichnung zu teil geworden. Hervorragende Leistungen vor dem Feinde hatte der König durch den Orden pour le mérite und durch die goldene und silberne Verdienstmedaille belohnt. Jetzt waren durch eine „Erweiterungsurkunde“ zwei neue Klassen des roten Adlerordens und die Unterscheidung durch Eichenlaub hinzugefügt, ferner ein allgemeines Ehrenzeichen in zwei Abteilungen gestiftet. „Das ist eine Folge des Petersburger Aufenthalts,“ raunten sie sich einander zu, „das Hofleben soll prunkvoller gestaltet werden.“[1]) York z. B. begriff es nicht, wie man Civilverdienst feststellen wolle, da Kühnheit oder Einsetzung des Lebens hierbei nicht hervortrete. Als er am 17. Januar 1810 „die Insignien des roten Adlerordens“ dritter Klasse erhalten hatte und zum Ordensfeste am 18. Januar geladen war, war er entsetzt, daß nicht bloß einige ehrwürdige Konsistorialräte, sondern auch Iffland, der Schauspieler, mit demselben Orden bedacht und zum Feste geladen waren. Es widerte ihn an, in seines Königs Saal mit dem „Komödianten“ in einer Reihe zu gehen, und es kostete Mühe, ihn davon abzuhalten, den Orden zurückzusenden, noch größere aber, ihn zu bereden, zum Ordensfeste zu kommen. Leichenblaß sah er bei seinem Erscheinen aus, erzählte Blücher,[2]) und als er bei Sr. Majestät Thron vorbeiging, um seinen Dank zu bezeugen, sah man ihm an, daß er lieber hätte ein Kreuzdonnerwetter zum Besten geben mögen. Bei der Tafel war er so grimmig und bissig gewesen, daß Blücher selbst um seinen tapferen Freund und Waffengefährten bange wurde.

Blücher dachte genau so über das „russische Wesen“, verstand es aber besser, sich äußerlich zu beherrschen.

Die Bedeutung der trefflichen Handlungsweise der Majestäten blieb zunächst noch vielen, sogar einflußreichen Männern verborgen. „Gut Ding will Weile haben,“ sagt das Sprichwort nur zu treffend.

---

95. Auflösung des Tugendbundes.

Da Napoleon noch immer grollte, rieten die Kleinmütigen zur Beseitigung aller „geheimen Vereine“, vor denen, wie bekannt, die Franzosen eine auffällige Furcht besaßen. Zu ihnen rechnete man auch den Tugendbund, der als die Seele aller Frankreich feindlichen Bestrebungen angesehen wurde. In der Tat erfolgte noch am 31. Dezember 1809

---

[1]) Daß die Verleihung des roten Adlerordens an Iffland solchen Ansichten gar nicht entsprach, wollte man nicht sehen.

[2]) Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg I, S. 173 u. 174.

seine Auflösung ohne Angabe der Gründe, „nach dem Wunsche mehrerer Mitglieder".[1]) Das Schreiben an seinen Vorsitzenden, den Prinzen von Hohenzollern-Hechingen, lief am 11. Januar 1810 in Königsberg ein. Bewirkte der Befehl des Königs Trauer im Bunde, so rief ein Zusatz des Staatsministers Grafen zu Dohna und des Großkanzlers Beyme tiefe Erbitterung hervor oder erregte „sarkastisches Lächeln", daß nämlich die Mitglieder des Vereins bei näherer Erwägung aller Umstände selbst einsehen würden, wie ihnen der Staat durch die Auflösung dieses „ihnen selbst lästigen Vereins eine wahre Wohltat erwiesen" habe.[2])

Am 15. Januar war die letzte Hauptversammlung des Tugendbundes behufs Kundmachung des königlichen Befehls. In ihrer Erregung forderten einige Mitglieder, es solle nun auch die Speisung der Armen abgebrochen und nicht den Winter hindurch bis Ostern fortgesetzt werden. Da aber der Minister Graf zu Dohna diese Fortsetzung ausdrücklich gefordert hatte, so wurde hierfür ein besonderer Ausschuß eingesetzt.

Der Verein hatte wesentlich dazu beigetragen, zwischen Civil und Militär, Adel und Bürgerschaft, Land und Stadt zu vermitteln, hatte Anregungen zu einer vernünftigen Erziehung im Sinne Pestalozzis und zum Turnen gegeben, den Geist für alles Große und Edle geweckt, das heilige Feuer für Befreiung von fremder Tyrannei und für Freiheit genährt, sagt sein Begründer Lehmann.[3]) Der praktische Offizier Boyen, Scharnhorsts talentvoller Jünger, schreibt: „Der Gedanke an die im Dunkeln stehende Verbindung, der man größere Kräfte beilegte, als sie wirklich besaß, erhielt auch den Gedanken an ein Besserwerden im Volke aufrecht, belebte manche dem Ermatten nahe Hoffnung wieder; und die beinahe ans Komische grenzende Furcht, welche die französischen Behörden fortdauernd gegen den Tugendbund und seine Mitglieder aussprachen, ist eigentlich die schönste Lobrede über die damalige Nützlichkeit des Vereins. Wenn man mit geringen Mitteln Furcht erregt hat, so ist ein Teil des Zweckes jener Verbindung offenbar erreicht."[4])

---

[1]) Lehmann: Der Tugenbund S. 37.

[2]) Ebenda S. 38.

[3]) Ebenda S. 27ff.

[4]) Nippold: Erinnerungen aus dem Leben Boyens, S. 324.
